1,60 DM / Band 296
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Mandraka, der Schwarzblut-Vampir

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Mandraka, der Schwarzblut-Vampir

John Sinclair Nr. 296

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 06.03.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mandraka, der Schwarzblut-Vampir

Gräber, Grüfte, alte Schlösser, modrig stinkende Keller – all das sind Orte und Plätze, die einem Menschen das Gruseln lehren, wenn er sie besucht.

Ich aber gruselte mich mitten in London auf einem Trümmergelände. Der Schutt türmte sich haushoch, und die wie verbrannt wirkenden Restmauern stachen in den dunklen Novemberhimmel.

Um Mitternacht sollte ich ihn treffen. Und weil ich mißtrauisch war, hatte ich meinen Freund Suko gebeten, mir Rückendeckung zu geben.

Ich schlich über das Gelände. Die Schuttberge lagen bereits hinter mir. Und so näherte ich mich der Hausruine. Tür- und Fensteröffnungen wirkten wie dunkle, viereckige Glotzaugen. Wohl war mir nicht. Mir gefiel diese Sache überhaupt nicht, denn der unbekannte Anrufer hatte den Namen einer Person erwähnt, die schon längst vernichtet war.

Lady X!

Er gab vor, in ihrem Namen zu sprechen und hatte es tatsächlich geschafft, daß ich seiner Aufforderung Folge leistete und mich zu diesem seltsamen Treffpunkt begab.

Lady X!

Immer mußte ich an sie denken. Seit dem Anruf war sie mir praktisch nicht aus dem Kopf gegangen. Im fernen Rumänien war sie vernichtet worden. Marek, der Pfähler, hatte dafür gesorgt und durch die Vernichtung eine seiner größten Leistungen vollbracht.[1]

Man hatte sie begraben und zusätzlich noch in ihr Grab ein Kreuz gelegt, damit nichts mehr passieren konnte. Es war also alles menschenmögliche getan worden.

Aber war es das wirklich?

Seit diesem seltsamen Anruf war ich davon nicht mehr hundertprozentig überzeugt. In meinem Job konnte mich nichts mehr überraschen, das stand einwandfrei fest.

Gern hätte ich gewußt, wer dieser Anrufer gewesen war. Auf meine diesbezügliche Frage hatte ich nur eine sehr dumme Antwort bekommen.

»Ein Freund!«

Meine Freunde suchte ich mir selbst aus, und dieser Typ war nicht unter ihnen. Sehr weit brauchte ich nicht mehr zu laufen, um das zu erreichen, was einmal der Eingang des Hauses gewesen war. Jetzt gähnte dort ein großes, viereckiges Loch.

Mein Herz klopfte schneller, als ich davor stehenblieb. Sollte ich hineingehen?

Ich dachte daran, daß ich so dicht vor dem Eingang eine gute Zielscheibe abgab und zog mich ein wenig zurück, um aus dem Dunkel des Hauses nicht beschossen werden zu können.

An der Mauer blieb ich stehen, sogar ziemlich nahe an der Tür, und ich schaute nach vorn.

Die aufgeschüttelten Erdhügel erinnerten mich an schwarze Berge.

Den Bauwagen, hinter dem Suko in sicherer Deckung lag, erkannte ich nur mehr als Schatten.

Wir hatten verabredet, daß ich mich meldete, wenn ich am Haus war. Das Versprechen hielt ich ein, griff in die Tasche, holte das Gerät hervor und brachte meine Lippen dicht an die Rillen des Lautsprechers. Mit einem Daumendruck legte ich einen kleinen Schalter um, damit sich bei Suko das Signal meldete.

»Was hast du erreicht, John?«

»Ich bin an der Tür.«

»Und?«

»Es ist alles ruhig«, erklärte ich. »Noch…«

»Bei mir auch. Keine besonderen Vorkommnisse, wie man so schön sagt. In zwei Minuten ist es soweit, nicht?«

»Ja.«
»Soll ich kommen?« fragte der Inspektor.
»Nein, wir haben noch 120 Sekunden.« Wir führten die Unterhaltung im Flüsterton. »Ich betrete jetzt das Haus. Wenn sich in zehn Minuten nichts getan und du auch nichts von mir gehört hast, kommst du und schaust nach. Abgemacht?«
»Ja, aber es gefällt mir nicht.«
»Denkst du mir?« Ich schaltete das Gerät wieder aus, ging ein paar Schritte vor, drehte mich nach rechts und blieb auf der Schwelle des ehemaligen Hauseingangs für einen Moment stehen, bevor ich in das Dunkel der Bauruine tauchte.
Zunächst konnte ich nichts sehen, weil sich meine Augen erst an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnen mußten. Das ging sehr schnell vorüber, und ich erkannte den Umriß einer Treppe, die nach oben führte. Sie war also noch vorhanden, wenn auch das Geländer fehlte, wie ich nach einigen zurückgelegten Schritten feststellen mußte.
An meiner rechten Seite führte die Treppe in ein geheimnisvolles Dunkel hinein.
Ich blieb an der letzten Stufe stehen und schaute hoch.
Irgendwie überkam mich ein seltsames Gefühl. Ich spürte auf meinem Rücken das Kribbeln, schaute weiter die Stufen hinauf, sah die ersten noch relativ klar, dann aber verschwammen die nächst folgenden in einer wattigen Finsternis.
Ich konzentrierte mich.
Plötzlich war ich sicher, daß in der ersten Etage etwas auf mich lauerte.
Noch sah ich nichts, aber ich hörte etwas.
Es waren keine Schritte, nur ein leises, vorsichtig angesetztes Tappen, das an meine Ohren drang.
Da also stand er.
Tief holte ich Luft. Der andere hatte mich dort nicht versetzt, und er würde sich auch zeigen.
Etwas bewegte sich in der Finsternis am Ende der Treppe. Ich griff zur Beretta. Bevor ich die Waffe ziehen konnte, starrte ich in ein grell aufflammendes Licht. Es erschien am Ende der Treppe, leuchtete jedoch nicht weiß, sondern dunkelrot, als hätte jemand eine Magnesiumfackel angezündet.
Im Zentrum sah ich die Gestalt.
Ein Horror-Gebilde. Ein Alptraum-Geschöpf mit einer Weste über dem nackten Körper, einer eng anliegenden Hose und einem Schädel versehen, der von einer Echse stammen konnte, aber flammendrot leuchtete.
Das alles hätte mich nicht von den Beinen gerissen. Es war das

Projektil, das mich plötzlich traf und aus einer seltsam geformten Waffe abgeschossen worden war.

Eine Mischung aus Pistole und Gewehr.

Der Schlag traf mich in die Brust. Nicht so wuchtig wie bei einer normalen Pistolenkugel, eher mit dem Fausthieb eines Kindes zu vergleichen, aber dennoch spürbar.

Ich zuckte zusammen. Danach konnte ich mich nicht mehr bewegen. Nach unten starrte ich, sah die seltsame Kugel deformiert auf meiner Brust kleben.

Allmählich wurden meine Knie weich. Das ich nach vorn stürzte, bekam ich zwar mit, konnte jedoch nichts dagegen tun.

Und dann kam das dämonische Geschöpf auf mich zu. Riesenhaft wirkte es, als es die Stufen der Treppe hinter sich ließ und sein Gewehr so senkte, daß die Mündung auf meinen völlig ungeschützten Kopf zeigte.

Warum hilft mir denn das Kreuz nicht?

Es war mein letzter Gedanke vor dem großen schwarzen Nichts!

***

Der im Schatten der Baugrube hockende Inspektor war nicht gerade beruhigt, als er das Sprechgerät ausschaltete. Es gab einfach zu viele Widersprüche in dem Fall. Da war John in die Ruine bestellt worden, aber der geheimnisvolle Anrufer kam einfach nicht oder hatte schon eine Falle gestellt.

Leider war es dunkel. Nur zur Straße hin existierte eine Absperrung, die durch Blinklichter erleuchtet war, damit Fußgänger und Autofahrer gewarnt wurden.

Das Gelände selbst lag im Finstern. Auch die Ruine, in der John verschwunden war.

Die Außenwände des kleinen Bauwagens stanken nach Lack. Das Gefährt mußte frisch gestrichen worden sein, und Suko ging der Geruch auf die Nerven. Er stand auf, reckte sich und bewegte sich einige Schritte zur Seite. Neben einem aufgeworfenen Erdhügel blieb er stehen. Der Hügel bestand nicht nur aus Sand und Lehm, auch Schutt lagerte auf ihm. Große Steine, noch mit grauer Mörtelschicht versehen, lagen auf seiner Spitze und an den Seiten.

Der Inspektor hatte den Hügel bereits ein paarmal umrundet, doch nichts Verdächtiges feststellen können. Wenn irgendwelche Unbekannte in der Nähe lauerten, dann woanders.

Suko wandte sich ab. Er drehte dem Hügel den Rücken zu und suchte sich eine Stelle aus, die sich als Beobachtungspunkt besser eignete. Dort blieb er stehen.

Der Chinese konnte jetzt die Ruine im Blickfeld behalten und auch einen Teil des Geländes. Wenigstens den, der vor dem Haus lag. Im

Rücken hatte er keine Augen.
Genau da tat sich aber etwas.
Der Dreckhaufen geriet in Bewegung. Zunächst war es nur ein feines Rieseln trockener Erde. Kaum zu hören. Je mehr der aufgeworfene Hügel jedoch von innen her belastet wurde, um so stärker geriet alles in Bewegung.
Auch die ersten Steine.
Sie rutschten an den Seiten herab. Die kleineren schneller als die größeren, und letztere wurden auch von den kleinen Steinen eingeholt, so daß sie aneinandertickten.
Das hörte Suko.
Er kreiselte herum, schaute auf den Erdhaufen, sah die Bewegungen, sprang vor und wußte Bescheid.
Seine Hand raste zur Waffe.
Suko passierte im Prinzip das gleiche wie seinem Freund John Sinclair. Auch er wurde überrascht, allerdings auf eine andere Art und Weise als John.
Die Gefahr kam von hinten und gleichzeitig aus der Höhe. Auf dem Dach der Baubude hatte sich eine seltsame Gestalt aufgerichtet, die etwas in der Hand hielt, das wie ein Lasso aussah.
Und die Schlinge schleuderte das Wesen mit einer kaum zu verfolgenden Handbewegung.
Suko glaubte noch, ein Surren zu vernehmen und wollte den Kopf einziehen.
Da erwischte ihn die Schlinge. Sie huschte vor seinem Gesicht vorbei und drehte sich innerhalb eines Sekundenbruchteils um seinen Hals, wobei sie augenblicklich von dem auf dem Bauwagendach lauernden Wesen zugezogen wurde.
Durch den gewaltigen Ruck wurde Suko nach hinten gerissen, geriet ins Taumeln und stolperte außerdem noch über seine eigenen Beine. Sein Gesicht hatte sich verzerrt. Weit stand der Mund offen, der Inspektor wollte nach Luft schnappen, die aber wurde ihm radikal abgesperrt.
Mit dem Rücken schlug er auf. Zum Glück blieb sein Hinterkopf verschont, denn es hätte leicht möglich sein können, daß er mit dem Schädel vor einen herumliegenden Gegenstand geprallt wäre.
Suko war klar, daß er es lange nicht aushalten würde. Die Schlinge schnitt tief in seine Haut, die Luft würde er nicht bekommen, und er wußte auch nicht, wer hinter ihm lauerte.
Dafür sah er den anderen.
Die Augen des Inspektors stachen aus den Höhlen. Ein Mensch hatte nicht innerhalb dieses Dreckhaufens lauern können, er wäre erstickt. Suko war klar, daß es sich nur um einen Dämon handeln konnte. Und was es für einer war.

Damit hatte der Inspektor nicht gerechnet. Trotz der Dunkelheit erkannte er relativ viele Einzelheiten bei dem Monstrum. Eine Gestalt wie ein Mensch, allerdings mit einem Echsenkopf versehen, der schon dem Schädel eines Krokodils glich. Dabei wuchs auf ihm ein feuerroter Kamm. In der Dunkelheit leuchtete er.

Und er war bewaffnet.

Eine Art Beil oder Tomahawk mit zwei spitzen Klingen. Das Wesen war geschlechtslos und völlig nackt. Die schuppige Haut leuchtete grünlich, dazwischen sah Suko auch ein rötliches Funkeln.

Das mußte ein Dämon aus der tiefsten Hölle sein. Ein Spießgeselle des Satans, eine andere Möglichkeit sah der Chinese nicht.

Der Dämon hob den rechten Arm.

Es war klar, daß er seine Waffe auf Suko zuschleudern wollte, und dem Chinesen blieb allein die Chance, schneller als der andere zu sein.

Obwohl ihn der Luftmangel quälte, und der andere ihn zu erwürgen versuchte, gelang es Suko, seine Beretta zu ziehen.

Er feuerte dreimal.

Krachende, peitschende Detonationen zerrissen die Stille auf dem Baugelände. Die Kugeln waren sehr schnell, und sie hieben in den Körper des Höllenwesens.

Dennoch kam dieser Dämon dazu, seine gefährliche Waffe zu schleudern. Da allerdings war er bereits von den ersten beiden Kugeln zurückgestoßen worden, und sein Arm geriet aus der ursprünglichen Richtung. Zwar erschien die Waffe dicht vor Sukos Kopf, aber sie wischte vorbei und hämmerte mit einem dumpfen Laut hinter dem Chinesen in die Wand der Baubude.

Der Dämon aber, so schrecklich er auch aussah, hatte den geweihten Silberkugeln nichts entgegenzusetzen. Er löste sich in einer stinkenden Rauch- und Schwefelwolke auf, wobei noch ein heulendes Fauchen erklang, als die Wolken verschwanden.

Einen Gegner hatte der Chinese erledigt.

Blieb also noch der andere.

Und der machte ihm schwer zu schaffen. Suko stand schon fast am Rande der Bewußtlosigkeit, was die Gestalt auf dem Dach auch spürte, denn sie riß den Chinesen mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit nach hinten, und Suko prallte mit dem Rücken gegen die Wand der Bretterbude, die unter dem Druck erzitterte.

Ein schrecklicher Gedanke durchströmte das Gehirn des Inspektors. Wenn ihm nichts einfiel und alles so weiterlief, würde es seinem Gegner gelingen, ihn zu töten.

Dann konnte er ihn an der Wand der Baubude in die Höhe ziehen und allmählich erdrosseln.

Suko ließ seine Waffe fallen, hob beide Arme und schwang sie über den Kopf. Die Bewegungen waren schon langsamer geworden, die

Kraft sickerte aus seinem Körper, aber er gab nicht auf, und er bekam auch das dünne Band über ihm zu fassen.

Suko wickelte seine Finger darum. Er wußte nicht, ob der andere etwas von seinen Bemühungen bemerkte, hoffte aber, daß es nicht geschah. Und noch einmal sammelte er seine Kräfte. Diesmal übte er den Gegendruck aus, der in einem gewaltigen Ruck mündete. Suko brach in die Knie.

Auf dem Dach der Baugrube polterte etwas. Ein seltsamer Laut erklang, den Suko nur gedämpft vernahm, dann raste plötzlich ein Schatten an ihm vorbei und prallte zu Boden.

Ein wuchtiger Aufschlag, sogar Yards von Suko entfernt, so stark war die Kraft gewesen, die den anderen vom Dach geschleudert hatte, und er hatte sein gefährliches Lasso losgelassen. Blitzschnell zog Suko das Würgeband aus der Reichweite des anderen und lockerte mit zitternden Fingern den Knoten um seine Kehle.

Endlich bekam er Luft.

Die Schmerzen blieben. Um seinen Hals schien ein Feuerring zu liegen, den unsichtbare Hände immer enger zogen. Suko konnte nicht atmen, nur würgen und keuchen.

Dennoch hatte er andere Probleme. Die Gestalt, die zu Boden geschleudert worden war, hatte sich mit einer gleitenden Bewegung erhoben, kreiselte herum und starrte den Chinesen an.

Suko sah, sie ein wenig verzerrt. Er hatte unheimlich einstecken müssen, die Welt schwankte vor seinen Augen, aber er sah, daß sich dieses Wesen von dem anderen sehr deutlich unterschied.

Es wirkte gedrungen, und ähnelte einem Menschen, dessen Proportionen irgendwie nicht stimmten. Die Beine waren zu kurz, die Arme dagegen zu lang, aber es konnte sich sehr schnell bewegen, trotz dieser kurzen Beine. Suko sah es näherkommen und erkannte auch das Gesicht. Eine breite, breiig wirkende Fläche mit flachen Sinnesorganen, die erst bei genauerem Hinsehen zu bemerken waren.

Die dämonische Gestalt hüpfte wie ein Gummiball näher. Bei normaler Konstitution und Kondition hätte Suko auch Zeit gehabt, ihr entgegenzutreten, so aber brauchte er eine Weile, um zu bemerken, was da auf ihn zukam.

Da war das Wesen schon an dem Chinesen vorbei. Mit einem gewaltigen Satz kam es vom Boden hoch, lag waagerecht in der Luft, streckte die Arme aus und versuchte, den aus der Wand ragenden Stiel der Doppelaxt zu umklammern.

Das konnte der Inspektor im letzten Augenblick verhindern. Er schwang herum, legte seine Hände gegeneinander und holte zu einem Rundschlag aus, der auch traf, denn das Monster wurde von der Axt weg- und auf den Boden geschleudert, wo es rücklings hinkrachte, sich überschlug und wieder auf die Beine kam.

Sukos Karatetritt kam voll durch. Er hob das Monstrum noch einmal in die Höhe. Zudem schleuderte er es auch weiter fort.

Zeit, in der Dunkelheit nach der entfallenen Beretta zu suchen, hatte Suko nicht mehr, er mußte das Wesen auf eine andere Art und Weise erledigen.

Es war der Inspektor, der die Waffe aus der Wand riß und sie auch warf.

Der Dämon kam soeben wieder in die Höhe. Er wollte noch ausweichen, schaffte es aber nicht. Eine der beiden Klingen hieb mit einem dumpfen Laut direkt in seine Stirn.

Der Aufprall glich dem eines Geschosses. Die Gestalt wurde zurückgeschleudert, aber sie verging nicht. Es quoll auch kein Blut aus der Wunde, sondern ein dunkler sirupartiger Saft.

Suko zog die Dämonenpeitsche. Einmal schlug er einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen, gefertigt aus der Haut des Dämons Nyrana, rutschten hervor, und die Waffe lag schlagbereit in der rechten Hand des Chinesen.

Er wankte selbst, als er seinen Gegner zuging. Der ungemein harte Kampf hatte auch einen Mann wie Suko geschafft, aber er mußte an den anderen heran, wenn er wirkungsvoll etwas gegen ihn unternehmen wollte.

Aus dem Handgelenk schlug Suko zu.

Eine kurze Bewegung nur, eine kleine Drehung dabei, und die Riemen wischten seinem Gegner entgegen.

Sie trafen auch.

Das Klatschen war in Sukos Ohren Musik. Ein grausames Röcheln und Röhren folgte, und der Chinese sah, wie sich der andere auf die Seite drehte und damit begann, sich aufzulösen. Auch er verschwand innerhalb einer stinkenden Schwefelwolke.

Für den Inspektor ein Beweis, daß diese Wesen Diener des Teufels waren. Asmodis mußte sie geschickt haben, um die beiden wichtigsten Stützen des Sinclair-Teams auszuschalten.

Suko »stolperte« geistig, als er an den Namen Sinclair dachte.

Himmel, John war in der Ruine verschwunden. Wahrscheinlich hatte man ihm dort ebenfalls eine Falle aufgebaut, und er war im Begriff, hineinzutappen… oder hing schon fest.

Suko dachte nicht mehr an die Abmachungen. Er wollte nachsehen, was mit seinem Freund geschehen war und schritt auf die Ruine zu.

Es war kein normales Gehen mehr. Suko hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er fühlte die Schwäche, die seinen gesamten Körper zu übermannen drohte. Erst jetzt, wo der lebensgefährliche Streß des Kampfes vorbei war, erfolgte zwangsläufig die Reaktion, und seine Beine wollten ihm kaum noch gehorchen.

Suko schleifte nur mehr über den Boden, er sah kaum, wo er hinlief.

So war es fast zwangsläufig, daß er auch den abgestellten Bauwagen übersah und gegen ihn prallte.

In seinem Kopf tobte der Schmerz. Vor den Augen funkten Sterne, er streckte seine Arme aus, stützte sich an der Wand ab, holte verzweifelt Luft und keuchte, wobei weißlicher Speichel vor seinen Lippen sprühte.

Schließlich konnte er nicht mehr. Suko schien keine Beine mehr zu haben, die Knie gaben einfach nach, und er brach dicht vor dem Bauwagen zusammen.

»John«, ächzte er. »Verdammt, John… es tut mir leid …«

Seine letzten Worte. Danach fiel er in den tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit…

***

»Er kommt schon wieder zu sich«, sagte jemand.

Eine andere Stimme antwortete. »Der sieht ja aus, als hätte man ihm den Hals abreißen wollen. Alles voller Blut.«

»Der Doc ist gleich da«, meinte der erste Sprecher. »Ich weise die Wagen ein.«

»Okay, tu das.«

Suko hörte Schritte. Er öffnete die Augen. Nicht auf einmal, sondern zuckend und intervallweise, und er schaute in die Dunkelheit hinein, wobei sie dicht vor seinen Augen von einem hellen Fleck durchbrochen wurde, der allmählich Konturen bekam und sich als ein Gesicht herauskristallisierte.

Darüber sah Suko eine Mütze. Sie gehörte zu einer Uniform, und in ihr steckte ein Polizist.

»Na, Inspektor, geht es wieder?«

»Woher wissen Sie, daß ich Inspektor…«

»Sorry, Sir, aber wir nahmen uns die Freiheit, in Ihrer Brieftasche nachzuschauen.«

»Ja, natürlich.«

»Man hat sie ganz schön fertiggemacht, wie? Sie müßten sich mal Ihren Hals anschauen. Als ob jemand Ihr Fleisch freigelegt hätte. Kaum vorstellbar.«

»Man wollte mich erwürgen!« flüsterte Suko rauh.

»Haben Sie den Kerl erwischt?«

»Ja, beide. Sie sind tot.«

»Wir sahen keine Leichen, Sir.«

Suko lachte krächzend. »Die werden Sie auch nicht finden, Meister. Die Toten haben sich aufgelöst.«

Erst wollte der Polizist etwas anderes antworten, überlegte es sich dann und schüttelte den Kopf. »Der Arzt wird gleich kommen«, sagte er statt dessen.

»Ich brauche keinen Arzt.« Suko erhob sich. Er fühlte sich zwar mies, aber eine Schwäche durfte er nicht zugeben. Es stand einfach zu viel auf dem Spiel. Schließlich ging es nicht um ihn allein, auch um John Sinclair, den Geisterjäger, denn Suko hatte nicht vergessen, was vorgefallen war. Seine Bewußtlosigkeit hatte die Erinnerung auf keinen Fall löschen können.

»Helfen Sie mir mal«, bat er den Polizisten, der neben ihm stand und aus großen Augen zusah.

»Wieso, Sir? Sie müssen doch…«

»Nein, ich will hoch.«

Da streckte der Mann einen Arm aus, um dem Chinesen auf die Beine zu helfen.

Suko bedankte sich mit einem Nicken. Im ersten Moment drehte sich alles vor seinen Augen. An der Schulter des Beamten fand er eine Stütze. Wenig später schon ging es ihm besser. Da konnte er wieder freier durchatmen, und die Welt sah auch nicht mehr so schlimm aus wie zu Beginn seines Erwachens.

Sirenen heulten, Rotlichtstreifen zuckten wie lange Finger über das Gelände, und wenig später hörte Suko das Kreischen von Reifen auf dem Asphalt.

Zwei Streifenwagen waren noch gekommen, und schon sehr bald erreichten die Beamten das Gelände.

»Ich wußte ja nicht, was noch alles kommen würde«, sagte der Polizist zu dem Inspektor. »Deshalb habe ich…«

»Schon gut. Wie lange war ich eigentlich bewußtlos? Oder fragen wir anders. Wie lange sind Sie schon hier?«

»Vielleicht sechs Minuten.«

Also eine kurze Zeitspanne. Dennoch hatte sie den Gegnern gereicht, um zu verschwinden, und John Sinclair hatten diese Typen natürlich mitgenommen.

Die Beamten hatten lichtstarke Taschenlampen mitgebracht. Auch ein Arzt war dabei. Mit seiner Tasche in der rechten Hand hastete er geduckt über das Grundstück.

Er wollte sich sofort um Suko kümmern, der allerdings winkte ab.

»Nein, wir müssen etwas anderes machen?«

»Was denn, Inspektor?«

Die Frage hatte ein breitschultriger Beamter gestellt. Es war ein höherer Dienstgrad, schon ein Sergeant.

»Die Ruine durchsuchen! Nehmen Sie die Hälfte ihrer Leute mit!«

»Geht klar, Sir.«

Suko suchte seine Beretta, fand sie und steckte die Waffe wieder ein. Der Sergeant, Suko und zwei weitere Beamte gingen auf die Hausruine zu, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Suko war zwar von Geburt aus ein Optimist, dennoch glaubte er nicht daran, daß sie

fündig werden würden. Sicherlich waren die anderen mit John Sinclair längst über alle Berge.

Dennoch mußten sie es versuchen und vor allen Dingen nach Spuren suchen. Vielleicht fanden sich welche.

Die Beamten ließen ihre Waffen nicht in den Halftern, als sie das Haus betraten. Starke Taschenlampen hielten sie ebenfalls bereit, und wenn die Pistolen vom Streiflicht der Lampen berührt wurden, glänzten sie metallen.

Vor ihnen öffnete sich ein Flur. Das Licht der Lampen schnitt einen hellen, ziemlich breiten Tunnel in die Düsternis, so daß die Männer den Dreck und den Abfall erkennen konnten, der sich auch in dem ehemaligen Flur auftürmte.

Sie sahen auch die erste Treppe.

Ein Geländer fehlte, wobei die Treppe selbst noch begehbar war.

Die Polizisten leuchteten die Stufen hoch und wollten schon gehen, als Suko sie mit Worten und einer knappen Handbewegung zurückhielt.

»Moment, noch nicht. Warten sie.«

Der Chinese hatte im Licht der Lampen etwas entdeckt. Es waren Spuren, und zwar dicht vor der ersten Treppenstufe.

Fußspuren!

»Hier hat jemand gestanden«, sagte der Sergeant und blickte Suko an, der nicht antwortete, sondern in die Knie ging, um erst einmal nachzuschauen.

Er war jeden Tag mit seinem Freund, Partner und Kollegen John Sinclair zusammen, und er kannte auch dessen Gewohnheiten. Suko wußte, welche Kleidung der Geisterjäger im Schrank hängen hatte, und er kannte auch dessen Schuhe.

Sogar das Muster der Sohle.

Zumeist trugen Suko und John Schuhe mit weichen Sohlen. So konnte man sich auch anschleichen, ohne direkt von den Gegnern gehört zu werden. Der Inspektor erkannte das Muster der Sohle.

Hier genau hatte John Sinclair gestanden.

Suko drehte sich nach einer Weile zur linken Seite hin und sah dort weitere Spuren. Allerdings keine Fußabdrücke, sondern Schleifspuren, als wäre dort jemand weggezerrt worden.

Für Suko gab es da nur eine Möglichkeit. Der Mann, den man weggeschafft hatte, konnte nur John Sinclair gewesen sein. Man hatte ihm hier eine Falle gestellt, und der Geisterjäger war voll hineingetappt.

Suko kam wieder hoch. Er spürte noch immer einen Druck im Kopf, der Hals schmerzte, das alles spielte keine Rolle mehr, es ging um das Leben seines Freundes.

»Und?« fragte der Sergeant.

Suko hob die Schultern. »Gut sieht es nicht aus«, gab er ehrlich zu.
»Ich schätze, daß wir nicht mehr weiter zu suchen brauchen. Da vorn habe ich Schleifspuren gesehen. Man wird meinen Partner weggeschafft haben.« Suko hatte den Sergeant zuvor kurz eingeweiht, soweit er es verantworten konnte.
»Da stimme ich Ihnen zu, Inspektor. Nur frage ich mich, wohin die anderen ihren Freund geschleppt haben. Es muß ein Ziel geben. Oder meinen Sie nicht?«
»Sie haben es erfaßt. Folgen wir also den Schleifspuren.«
»Leuchten!« ordnete der Sergeant an.
Die Polizisten senkten ihre Lampen. Starke Strahlen wanderten und wurden von Staubwolken durchwallt, die die Schritte der Männer aufwirbelten. Die Spuren zogen sich so tief in den Gang hinein, und schließlich endeten sie.
Das genau vor einer Tür.
»Die führt zum Keller«, flüsterte einer der Polizisten. Er schüttelte sich, als hätte er Angst.
»Werden wir gleich haben«, sagte Suko, streckte einen Arm aus, legte die rechte Hand auf das kühle Klinkenmetall und öffnete. Vor ihnen ging es steil in die Tiefe.
Elektrisches Licht gab es nicht. Die nicht unter Putz liegenden Leitungen hingen nur mehr als Fragmente an der grauen Wand und wirkten wie schwarze Schlangenkörper.
Der Inspektor ließ sich eine Lampe reichen.
»Wollen Sie da hinunter?« fragte der Sergeant.
»Haben Sie eine bessere Idee?«
»Ich meinte ja nur.«
Suko ging. Auf der Treppe lagen Dreck und Unrat. Je tiefer Suko in den Keller schritt, um so mehr verdichtete sich der Gestank, der die Räume ausfüllte.
Ein widerlicher Geruch von Kot, Verfaultem und Unrat. In dichten, unsichtbaren Wolken schwängerte der Geruch den Keller und strömte auch der Treppe entgegen.
Die Polizisten warteten oben an der Tür. Als Suko einmal einen Blick zurückwarf, sah er, daß die breite Gestalt des Sergeants fast die Tür ausfüllte.
Der Inspektor wußte nicht, wie viele Parteien mal innerhalb des Gebäudes gewohnt hatten, jedenfalls gab es mehrere Keller, die den großen unterirdischen Raum unterteilten.
Suko sah auch Gänge, die zu den einzelnen Kellern führten. Wenn er in die Schächte hineinleuchtete, traf der Lichtkegel schon bald auf eine Mauer. Die Gänge waren nie sehr lang.
Nirgendwo gab es einen Hinweis auf John Sinclair. Suko gab nicht auf und suchte weiter nach Spuren. Irgendwo mußten sie den

Geisterjäger ja hingeschafft haben.
Erst in der Tiefe des Kellers wurde Suko fündig.
In einer nischenähnlichen Einbuchtung fand er eine schmale Tür, die verschlossen war. Suko schaute sich das Holz an und stellte fest, daß es nicht so stabil war, um es nicht zerstören zu können.
Die Kraft traute er sich zu.
Ein kurzer Anlauf. Nicht mit der Schulter wuchtete Suko dagegen, er setzte zu einem Karatetritt an, traf die Tür und hämmerte das Holz in der Mitte entzwei.
Freier Durchgang.
Kalte Luft wehte dem Inspektor entgegen. Er sah das Blitzen von Autoscheinwerfern und wußte nun, wie die Entführer mit dem Geisterjäger entkommen waren.
Er drehte sich um. Ein zerbrochener Riegel stach ihm ins Auge.
Von innen war er vor die Tür geschoben worden. Nun wurde er nicht mehr benötigt. Der Chinese hob die Schultern, drehte sich um, atmete tief ein und ging wieder zurück.
Die Polizisten warteten noch auf der Treppe. Sie bemerkten schon an dem etwas deprimiert wirkenden Gang des Inspektors, daß es wohl nicht so geklappt hatte.
»Keinen Erfolg gehabt, Sir?« fragte der Sergeant.
»Leider.«
»Aber wo können sie denn verschwunden sein?«
Suko schritt die Treppe hoch und deutete, auf der zweitletzten Stufe stehend, mit seinem ausgestreckten Daumen über die Schulter in die Tiefe des Kellers hinein.
»Es gibt am Ende des Kellers eine schmale Tür. Sie führt nicht in ein anderes Haus, sondern ins Freie. Diesen Weg haben die Entführer meines Kollegen genommen.«
»Sollen wir eine Fahndung…?«
Suko unterbrach den Sergeant. »Nach wem oder nach was wollen Sie fahnden, mein Lieber?«
»Ich meine…«
»Es hat wirklich keinen Sinn, hier mit öffentlichen Fahndungen zu arbeiten.«
»Aber was wollen Sie denn unternehmen?«
Suko hob die Schultern und erwiderte: »Mir wird schon etwas einfallen, Sergeant…«
Der Polizist machte ein erstauntes Gesicht. »Ihren Optimismus möchte ich haben, Inspektor.«
»Das lernt man mit der Zeit, mein Lieber.« Dann ging der Chinese.
An seinen Hals und an die Behandlung dachte er nicht mehr. Andere Probleme waren wichtiger.

***

Ich war hilflos!

Angekettet hatte man mich. Nicht nur an den Armen, auch an den Beinen. An allen vier Gelenken spürte ich die Manschetten, die sehr eng geschlossen waren, so daß ich Schmerzen bekam. Zudem hingen die Ketten an eisernen Ringen, die in einer Wand steckten. Ein Entkommen war unmöglich.

Das wußten auch meine Gegner und konnten deshalb triumphieren. Einer stand vor mir.

Es war derjenige, der mich auch in dem verdammten Treppenhaus der Ruine überwältigt hatte. Ein Wesen, das ich nie zuvor gesehen hatte, und auch jetzt kaum erkennen konnte, denn etwas füllte groß und rund mein Gesichtsfeld aus.

Es war eine Waffenmündung. Noch eine Fingerbreite, dann hatte sie meine Stirn erreicht, und sie war genau zwischen den Augen zum Stillstand gekommen.

Aus dieser Mündung war etwas gekommen, das mich brutal erwischte, aber nicht tötete.

Und genau da hakte es bei mir ein.

Weshalb hatte man mich nur betäubt und nicht ausgeschaltet? Es gab nur einen Grund. Irgend jemand brauchte mich. Vielleicht wollte er etwas von mir oder mich für seine Zwecke einspannen. Ich würde Genaueres rechtzeitig genug erfahren, dessen war ich sicher.

Noch etwas kam hinzu.

Fühlte ich mich sonst, wenn ich aus einer Bewußtlosigkeit erwachte, matt, leidend und abgewrackt, so war dies hier nicht der Fall. Es schien überhaupt nichts geschehen zu sein. Ich konnte mich als in Topform bezeichnen und hätte Bäume ausreißen können, wenn nicht die Ketten gewesen wären.

Jedesmal, wenn ich mich bewegte, vernahm ich ihr Klirren, das für mich keine schöne Musik war.

Das Wesen mit dem rot leuchtenden Schädel hielt die Waffe auf mich gerichtet. Mir waren im Laufe der Zeit zahlreiche Dämonen begegnet, einen wie diesen hatte ich noch nicht gesehen. Der Kopf leuchtete in der Tat knallrot, und er besaß auch Ähnlichkeit mit dem einer Echse, wobei die Form eines Krokodilschädels überwog. Langgestreckt, mit einem vorgeschobenen Maul, kleinen, tückischen Augen und einem zackigen Kamm auf dem haarlosen Kopf.

Wer war dieser Dämon? Woher stammte er? Ich hatte keine Ahnung und glaubte auch nicht, daß dieser Spezi vor mir sprechen, mich verstehen oder antworten konnte.

Dennoch sprach ich ihn an. »He, Freund, tu mir einen Gefallen und nimm die Kanone da weg. Ich habe es nicht so gern, in ein Mündungsloch starren zu müssen.«

Ich hätte auch gegen eine Wand reden können. Der Erfolg wäre der

gleiche gewesen. Mein »Freund« dachte überhaupt nicht daran, meinen Wünschen nachzukommen. Er blieb stehen und richtete weiterhin die Mündung der seltsamen Waffe auf meine Stirn.

So blieb mir weiterhin nichts anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und darauf zu warten, was noch alles folgen würde. Bestimmt nichts Gutes.

Immer wenn ich mich bewegte, klirrten die Ketten. Ein helles Geräusch, an das ich mich mittlerweile gewöhnt hatte. Ich versuchte auch, an meinem Wächter vorbeizuschielen. Es gelang mir nur schwer, denn das Wesen war ziemlich breit und kompakt gebaut.

Jedenfalls lauerte hinter meinem Aufpasser die Dunkelheit. Eine schwarze Fläche, die von keinem Lichtstrahl erhellt wurde. Ich wußte nicht, ob mein Verlies in der Hölle, einer anderen Dimension oder auf der Erde war, jedenfalls nicht mehr in der alten Ruine.

Wer hatte mich angerufen?

Da gab es viele Möglichkeiten. Gegner hatte ich massenweise. Die meisten sahen mich lieber tot als lebendig, derjenige allerdings, der mir die Falle gestellt hatte, wollte etwas von mir.

Es tat sich auch was.

Zunächst zuckte der Dämon vor mir zusammen. Für einen flüchtigen Augenblick berührte die kalte Mündung der Waffe meine Stirn, dann drehte sich das Monstrum um und starrte in die Dunkelheit hinein.

Auch für mich wurde es spannend.

Noch sah ich nichts, aber ich vernahm ein Rumoren, dann das Fauchen und ein hohes Kreischen. Eine Wolke schwebte auf mich zu und erreichte die hellere Insel, auf der sich der Wächter und ich befanden. Ich nahm den Geruch wahr und wußte Bescheid.

Da es nach Schwefel stank, gab es eigentlich nur eine Möglichkeit.

Derjenige, der sich mir näherte, war ein alter Bekannter von mir. Asmodis, der Teufel.

Obwohl ich die Gefahr, in der ich schwebte, keineswegs unterschätzte, mußte ich lachen. Der Satan hatte mich geholt, wahrscheinlich in sein Reich, demnach wollte er etwas von mir. Was es allerdings war, wußte ich nicht.

Ich würde mich überraschen lassen und mußte im nächsten Augenblick geblendet die Augen schließen, weil die Finsternis von einem grellen Flammenschein durchbrochen wurde und inmitten dieser Flamme der Teufel stand.

Mein Aufpasser war zur Seite getreten, damit ich den Satan besser sehen konnte.

Wir starrten uns an.

Ich hing gefesselt vor ihm, so gut wie wehrlos, sah ich einmal von meinem Kreuz ab, das mir einen einigermaßen guten Schutz bot. Satan konnte triumphieren, mich vernichten, töten, alles mit mir

anstellen.

Und schließlich würde er das auch. Schließlich hatte ich ihm Sheila Conolly wieder abgenommen, was einer großen Niederlage gleichkam, die er erlitten hatte.

Dennoch blieb bei mir ein Rest Skepsis zurück. Asmodis hätte sich nicht die Mühe mit mir gemacht, wenn er mich nur einfach hätte umbringen wollen.

Da mußte etwas anderes dahinterstecken, deshalb wich meine Angst einer gewissen Erwartung.

Der Teufel kam näher.

Er war der Herr in dieser Dimension und spielte sich auch so auf.

Flammenumkränzt stand er da, die Augen kalt leuchtend, ein böses Lächeln auf dem breiten Maul und das dreieckige Gesicht zu einer Grimasse des Abscheus verzogen.

»Da liegst du nun, verdammter Geisterjäger!« spie er mir entgegen. »Bist hilflos wie ein Wurm, über dem bereits der Fuß des Menschen schwebt, der ihn zertreten wird.«

Der Kerl kam mir vor wie der Darsteller einer billigen Schmierenkomödie. So war der Teufel nun mal. Da unterschied er sich kaum von anderen Dämonen. Immer darauf bedacht, Wirkung zu erzielen und anderen Angst und Schrecken einzujagen.

Bei mir schaffte er das nicht mehr. Ich hatte genug mit dem Herrscher der Hölle zu tun gehabt, und wir hatten uns Kämpfe bis aufs Blut geliefert.

Im Augenblick sah es so aus, als wäre ich der große Verlierer, das allerdings blieb erst einmal dahingestellt. Der Teufel wollte etwas von mir, und er scheuchte meinen Bezwinger weg.

Wir waren allein.

Um uns herum lauerte die Dunkelheit. Nur ich lag inmitten einer Lichtinsel, und auch der Satan wurde von ihr erfaßt, so daß wir uns beide sehen konnten.

Ich hatte ihm nichts zu sagen, sondern konnte in aller Ruhe abwarten. Dabei setzte ich sogar noch ein sattes Grinsen auf, um den Höllenfürsten zu ärgern.

Ließ er sich ärgern?

Möglich, aber er zeigte es nicht, sondern streckte seinen Arm aus und deutete mit seiner Klaue auf mich. »So wollte ich dich immer haben!« spie er mir entgegen, wobei nicht allein Worte aus seinem Maul drangen, sondern auch nach Schwefel stinkender Rauch und Qualm.

»Warum tötest du mich dann nicht, wenn du dir schon so große Mühe gibst, mich in deine Gewalt zu bekommen.«

»Es war keine Mühe, Geisterjäger. Ich hatte es einfach, du bist mir in die Falle gegangen. Und dein chinesischer Freund auch.«

»Was ist mit ihm?« fragte ich.

»Ich hatte den Auftrag gegeben, ihn zu töten, weil ich ihn ja nicht mehr brauchte. Leider haben meine Diener versagt, er konnte sie vernichten, aber es ist nicht tragisch, ich habe dich, und darauf baue ich meinen Plan.«

»Vorausgesetzt, ich spiele mit!«

Der Satan lachte. Dabei schüttelte er sich, und sein weiter Umhang geriet in wellenförmige Bewegungen. »Du wirst nicht anders können, Sinclair.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil du der Geisterjäger bist.«

»Glaube nur nicht, daß ich dir zu Willen bin, Asmodis!« flüsterte ich scharf. »Noch habe ich meinen eigenen Kopf. Denk an Sheila Conolly. Ich habe auch sie befreien können und sogar deine teuflische Knochenuhr zerstört.« Bewußt erinnerte ich ihn an seine Niederlagen, denn ich wollte erleben, wie er sich ärgerte, doch der Teufel winkte einfach ab. Diese Handbewegung bewies mir, daß er es nicht so ernst nahm, und das wiederum wunderte mich, denn ich wußte, daß den Höllenfürsten Niederlagen schwer wurmten.

Jetzt war ich tatsächlich gespannt.

»Nur eine Spielerei am Rande, Geisterjäger. Es gibt andere Dinge, die mich stören.«

»Und welche?«

»Ich gebe zu, daß du dazu gehörst«, erklärte er. »Aber ich will mal anders anfangen, denn es ist ein wenig kompliziert. Ich habe dir schon einmal erklärt, daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. Es findet im Reich der Dämonen eine Trennung statt. Es bilden sich Machtgruppen, Blöcke, die nicht gerade untereinander befreundet sind.«

»Du hast mir also Bescheid gegeben?« wechselte ich das Thema.

»Ja.«

»Gehört Lady X auch zu dieser Polarisierung?«

»Sie hat damit zu tun.«

»Aber sie ist tot.«

»Das stimmt. Und es ist ihre eigene Schuld, daß sie starb. Sie hätte ihren Weg nicht allein gehen sollen. Aber sie wollte es nicht anders, und deshalb hat sie Pech gehabt.«

»Von welchen Machtblöcken redest du eigentlich?« fragte ich den Höllenfürsten.

»Von mir und der Hölle«, antwortete er. »Dann die Großen Alten, die, das gebe ich zu, nicht auf meiner Seite stehen. Es sind auch sie nicht allein, andere Magien kommen hinzu. Ich denke da an die gefährlichen japanischen Götter, an die uralte Wolfsmagie aus der Frühzeit der Erde, und ich erinnere dich an viele fremde Mythologien, die ihre eigene Suppe kochen. Es ist nicht mehr möglich, alle unter

einen Hut zu bringen, zu verschieden sind sie, und es gibt von jeder Gruppe immer wieder Abspaltungen. Angeführt von Dämonen, die sich selbstständig machen wollen. Den meisten gelingt es nicht.«

»Eine gute Einführung«, erwiderte ich. »Herzlichen Dank dafür! So weiß ich wenigstens, woran ich bin.«

»Zunächst einmal befindest du dich in meiner Gewalt«, erklärte mir der Teufel. »Wenn ich nicht will, kannst du auch nicht entkommen. Das sollte dir bewußt sein!«

Ich lachte auf. »Laß doch diesen Unsinn. Glaubst du eigentlich, daß ich nicht längst weiß, daß du mich aus einem bestimmten Grund hergeholt hast. Aber nicht, um mich zu töten. Komm endlich raus mit der Sprache. Was also willst du?«

Der Satan schäumte vor Wut. Diese Worte hatten ihm überhaupt nicht gepaßt. Es ärgerte ihn stets, wenn jemand keine Angst oder keinen Respekt vor ihm zeigte, doch ich sah gar nicht ein, vor ihm auf die Knie zu fallen und zu bitten.

»Du könntest dich auch geirrt haben, Geisterjäger!«

»Das habe ich nicht!«

»Nun gut, wie du meinst.« Schon machte Asmodis einen Rückzieher, und ich sah mich in meiner Ansicht bestärkt. Er kam wieder auf das Thema zurück. »Ich habe dir erklärt, daß es Machtblöcke gibt, und diese Machtblöcke oder Machtbereiche sind genau abgetrennt, verstehst du?«

»So einigermaßen.«

»Jeder existiert in seinem Reich, in seiner Dimension. Man hat die Grenzen gesteckt, die nicht überschritten werden sollen, doch es gibt immer wieder Wahnsinnige, die es versuchen und es auch schaffen, in die Dimension anderer Schwarzblütler zu gelangen.«

»Und das ist hier geschehen – oder?«

»Ja.«

Trotz der Ketten fühlte ich mich dem Satan überlegen und begann zu lachen. »Wenn du eine so große Macht besitzt, schlag die Eindringlinge doch zurück.«

»Ich bin dabei.«

Er wollte nicht zugeben, daß es ihm nicht gelungen war. Anscheinend mußten seine Gegner verdammt stark sein. Ich wollte natürlich mehr wissen und fragte weiter: »Wer ist es denn, der dir soviel Kummer bereitet.«

»Es sind Vampire!«

Ich hörte die Antwort und hatte Mühe, ein Lachen zu verbeißen.

Vampire! Das gab es doch nicht. Der Satan hatte Angst vor Vampiren, und ich zog die Lippen zu einem Grinsen in die Breite, was ihn ärgerte, denn er stampfte mit seinem Klumpfuß so hart auf, daß es dröhnte und Rauchwolken aus dem Untergrund entstanden.

»Dir wird das Lachen vergehen, Geisterjäger. Es dauert gar nicht mehr lange.«

»Weshalb fürchtest du dich vor einem Vampir?«

»Es ist nicht irgendein Vampir.«

»Sondern?«

Satan schaute mich an. Er zögerte mit der Antwort und öffnete erst später sein Maul, um mir den Namen entgegenzuschleudern. »Es ist Mandraka, der Schwarzblut-Vampir.«

Vielleicht erwartete der Teufel, daß ich Angst zeigte. Die aber kam nicht, denn ich konnte mit dem Namen nichts anfangen.

»Tut mir leid«, erwiderte ich. »Den Namen Mandraka kenne ich nicht. Er ist mir unbekannt.«

»Und du willst der Geisterjäger sein?«

»Ich bin nicht allwissend, Asmodis. Du müßtest mir schon mehr von ihm erzählen, auch weshalb du ihn so furchtest.«

»Mandraka will Blut.«

»Das wollen alle Vampire.«

»Aber er will besonderes Blut. Er gibt sich nicht mit dem der Menschen zufrieden, sondern will nur an das Blut der Dämonen. Das heißt, Mandraka ernährt sich von schwarzem Blut, vom Lebenssaft der Dämonen. Verstehst du nun?«

Allmählich begriff ich. »Er macht also vor nichts Halt. Auch nicht vor dir, Asmodis?«

»Nein, er will mein Blut!«

»Du kannst ihn nicht vernichten?«

»Ich könnte es«, sagte er, weil er eine Niederlage nicht gern zugab. »Aber ich habe zu viele andere Dinge zu tun, deshalb wirst du dich um Mandraka kümmern.«

»Das glaubst du nur, Asmodis.«

»Es bleibt dir nichts anderes übrig, denn du allein bist der Geisterjäger John Sinclair.«

»Komm mir nicht damit. Ich kann doch abwarten, bis Mandraka dich und deine Diener vernichtet. Das macht mir überhaupt nichts, Asmodis. Dabei könnte ich der lachende Dritte sein. Im Gegenteil, ich müßte mich auf seine Seite stellen, denn Mandraka wird die Hölle vernichten. Vielleicht gelingt ihm das, von dem andere Jahrtausende geträumt haben.«

»Dein Denken ist schlecht, Geisterjäger, sehr schlecht sogar. Mandraka wird Macht ausüben wollen und alles an sich reißen. Wenn er erst einmal so erstarkt ist, bist du gezwungen, gegen ihn zu kämpfen. Ob du dann noch etwas gegen ihn ausrichten wirst, ist die Frage.«

Da hatte der Teufel recht. Ich mußte zugeben, daß er es auf raffinierte Art und Weise verstanden hatte, mich zu locken. Wenn alles

stimmte, was Asmodis mir da berichtet hatte, sah es ziemlich böse aus. Dann konnte dieser Mandraka tatsächlich zu einer gewaltigen Gefahr für alle werden.

»Nun, Geisterjäger?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht hast du recht. Aber was hat das alles mit der toten Lady X zu tun, die praktisch der Aufhänger des Ganzen war.«

»Mandraka nimmt es mir übel, daß ich sie nicht gerettet habe.«

»Hättest du es denn gekonnt?«

»Vielleicht.«

»Aber du wolltest es nicht. Auch dir wurde Lady X zu mächtig. Sie gehorchte dir nicht, das kann ich verstehen. Wer will schön dem Teufel zu Willen sein, wenn er so eine Kraft und Macht besitzt wie Lady X. Vergessen wir es, Asmodis. Wer ist Mandraka, und woher kommt er?«

»Aus einer anderen Dimension.«

»Und aus welcher?«

»Es ist die Dimension des schwarzen Blutes. Besondere Vampire, die Menschen nicht interessieren, sondern nur Schwarzblütler. Sie beißen zu und saugen ihnen das Blut aus den Adern.«

»Was geschieht danach?«

»Sie erstarken.«

»Also wie ein normaler Vampir?«

»Ja, das ist gleich.«

»Und wo kann ich Mandraka finden?«

Auf diese Frage hatte der Teufel gewartet. »Dann bist du also bereit, mitzumachen?«

»Irgendwie ja.«

Asmodis lachte. »Ich wußte es, daß du für mich kämpfen willst, Geisterjäger.«

»Nein, nicht für dich. Für die anderen Menschen und auch für mich. Ich muß den Teufel mit dem Beelzebub austreiben, so lautet bei uns das Sprichwort, und daran halte ich mich diesmal.«

»Das ist mir egal. Hauptsache du findest ihn.«

»Und wo?«

»Er ist ein Wanderer zwischen den Dimensionen. Er kann sich auf der Erde ebenso wie in anderen Welten aufhalten. Er sucht nach Schwarzblütlern, um ihnen das Blut auszusaugen, damit sie in seine Familie aufgenommen werden können.«

»Weißt du, wo er sich befindet?«

»Vielleicht hier, vielleicht…«

»Das ist keine Antwort, Asmodis.«

»Kennst du das Land der Ungarn?«

»Ja, das kenne ich.«

»Dort kannst du ihn möglicherweise finden. Er sucht, er will Opfer, und Ungarn wird ihm viel geben.«

»Das Land ist groß!«

»Ich weiß, aber ich gebe dir Zeit. Du wirst sie haben, und du wirst sie auch…« Asmodis verstummte mitten im Satz und fuhr herum, wobei er einen Feuerstreif mit sich zog.

Irgend etwas hatte er gewittert, und ich war gespannt, was auf uns zukam.

Noch hatte ich nichts bemerkt, aber der Teufel wußte Bescheid.

Sein Instinkt war der bessere.

Lauernd stand er da, während ich mich bewegte und die Kettenglieder leise klirrten.

»Was ist los?« fragte ich.

»Jemand kommt.« Die Antwort klang barsch.

»Das wirst du gleich sehen.« Asmodis hatte kaum ausgesprochen, als sein rechter Arm vorschnellte und aus der Klaue ein gewaltiger Feuerstrahl in die Finsternis hineinstach, sie aufriß und die Dunkelheit völlig verschwinden ließ.

Eine seltsame Helligkeit breitete sich aus.

Ich konnte in einen Raum ohne Grenzen schauen. Er wurde von einem grauen Licht durchleuchtet, das irgendwie schattenlos wirkte und einfach nur existierte. Dieses Licht gab es auf der Erde nicht, das erlebte man nur in fremden Dimensionen.

Noch geschah nichts.

So warteten wir. Die Zeit war uninteressant geworden. Sie spielte keine Rolle mehr, aber es würde etwas kommen, sonst hätte der Teufel nicht so reagiert.

»Willst du mir die Ketten abnehmen?« fragte ich.

»Nein, jetzt nicht.«

Er traute mir anscheinend noch immer nicht. Die verdammten Ketten behinderten mich doch ziemlich stark. Zwar konnte ich meine Arme bewegen, dennoch kam ich nicht so weit, daß ich mein Kreuz oder die Beretta zu fassen bekam.

Ich war doch ziemlich hilflos.

Der Gedanke daran, daß eine Attacke dieser seltsamen Schwarzblütler bevorstand, war nicht so abwegig. Der Teufel mußte die Schwarzblut-Vampire hassen wie das Weihwasser. Es war auch unwahrscheinlich und kaum zu glauben, daß es tatsächlich Vampire gab, die sich vom Blut eines Dämons ernährten.

Das hatte ich noch nie gehört.

Asmodis wartete weiterhin sehr gespannt und starrte in die seltsam graue Finsternis. Das unwirkliche Licht hatte einen Tunnel in die Dunkelheit geschnitten.

Darin bewegte sich etwas.

Ich hockte am Boden, drehte mich ein wenig zur rechten Seite, so weit es die Fesseln zuließen, und schaute nach vorn, wo ich sehr klein noch, jemand sah.

Schaute der Teufel ihm so kritisch entgegen? Das konnte ich nicht glauben, denn es war einer seiner Vasallen, der sich deutlich in dem konturenscharfen grauen Lichttunnel abhob und auch ziemlich schnell näherkam.

An der Haltung des Satans war zu erkennen, wie er sich entspannte. Er blieb locker stehen und wartete ab, was ihm der Diener zu berichten hatte.

Auch meine Spannung wich. Ich setzte mich wieder bequemer hin, hatte Muße, an andere Dinge zu denken, und mir fiel auf, daß die verdammten Manschetten hart in das dünne Fleisch über meinen Gelenken schnitten.

Mittlerweile hatte der andere den Satan erreicht. Es war der Typ, der auch mich überwältigt hatte. Er mußte wenige Schritte gehen, ich beobachtete ihn dabei und wurde das Gefühl nicht los, daß etwas mit ihm geschehen war.

Er ging so steif, manchmal zögernd, dann wieder schneller. Noch immer hielt er seine Waffe in der Hand, wobei die Mündung nicht zu Boden wies, sondern nach vorn und direkt auf den Höllenfürsten zielte.

Noch dachte ich mir nichts dabei, bis ich den wütenden Schrei hörte. Das Wesen mit dem Echsenkopf war stehengeblieben, hatte die Waffe noch höher gekantet und abgedrückt.

Er schoß auf den Teufel!

Wie ein Blitzstrahl kam mir diese Erkenntnis, die ich kaum wahrhaben wollte. Dieses Wesen brachte es tatsächlich fertig und feuerte auf seinen Herrn und Meister.

Mir blieb der Mund offen vor Staunen.

Asmodis wich nicht aus.

Stur blieb er stehen und wurde auch getroffen. Es war ein wuchtiger Hieb, den er mitbekam. Das seltsame Geschoß schaffte nicht, ihn nach hinten zu schleudern, der Satan hielt dem Druck stand. Darin glich er einer alten Eiche.

Mich hatte das Geschoß umgehauen, ihn jedoch nicht, obwohl der andere sicherlich damit gerechnet hatte, denn seiner Haltung entnahm ich, daß er darauf wartete, den Satan fallen zu sehen.

Asmodis blieb stehen. Er tat auch nichts, wahrscheinlich war er zu überrascht, und wir beide sahen mit an, wie sein Diener sich nach vorn katapultierte und angriff.

Aus seinem Maul drang ein fauchendes Geräusch. Er hatte beide Kiefer weit aufgerissen, ich konnte hineinschauen, und meine Augen wurden groß, denn ich sah etwas, das der Teufelsdiener zuvor nicht

besessen hatte.

Zwei Vampirzähne!

Lang, fast wie kleine Schwerter, ragten sie aus dem Oberkiefer des Wesens, das seine Waffe fallen gelassen hatte, beide Krallen in die Schultern des Höllenfürsten schlug, diesen zur Seite drückte und dabei versuchte, die langen Hauer in den Hals des Satans zu schlagen.

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der wagte es doch tatsächlich, seinen Herrn und Meister anzugehen. Mehr noch, er wollte dessen Blut. Also war dieser Teufelsdiener in der letzten Zeit zu einem Schwarzblut-Vampir geworden.

Ich hielt den Atem an. Der Teufel tat nichts, er wehrte sich nicht einmal, doch er ließ es nicht so weit kommen. Urplötzlich reagierte er. Noch bevor die langen, dolchartigen Zähne in sein Fleisch hieben konnten, packte er den anderen, hob ihn mit einer spielerisch anmutenden Bewegung in die Höhe und schmetterte ihn zu Boden.

Das Wesen brüllte. Damit hatte es nicht gerechnet. Es war ein gewaltiger Druck, der sich noch vervielfältigte, denn der Satan stellte seinen Klumpfuß auf den Körper.

Unerwartet hart schlug er zurück.

Nicht nur sein Körper war von Blitzen umhüllt, auch der des Teufelsdieners. Und dieser Körper verging. Flammen schossen wie gierige Finger aus ihm hervor.

Ich hörte sein Schreien. Zuckend und grell durchschnitten die Rufe die Stille, bevor sie abrupt endeten und die Vernichtung des Höllenwesens bewiesen.

Der Fuß des Satans traf nicht mehr auf Widerstand. Er rührte in Asche herum, wobei dünner Rauch aus den Resten stieg und sich allmählich verteilte.

Der Teufel hatte zurückgeschlagen und damit bewiesen, daß er gnadenlos mit denen umsprang, die nicht für ihn waren.

Dennoch war es ein absolutes Novum, über das ich mir Gedanken machen und auch reden wollte.

Der Satan war in seiner ureigensten Welt von einem Diener attackiert worden.

Das konnte man wirklich kaum fassen. Auch ich nicht, wobei ich mich schon lange genug mit der höllischen und dämonischen Pest herumschlug. Es war unwahrscheinlich. Ich spürte meinen Magen als Klumpen, und ich dachte daran, daß die Schwarzblut-Vampire auf nichts Rücksicht nahmen. Sie waren gnadenlos und sich auch ihrer Stärke bewußt, denn sie hätten sonst nicht so reagiert.

Asmodis drehte sich um.

Sein Gesicht zeigte weder Staunen noch Überraschung, nur eine gewisse Abscheu. Das Maul hielt er ein wenig offen. Über seine Lippen drangen feine Rauchfäden, die vor der Fratze allmählich zerflatterten

und weggetrieben wurden.
»Du hast es gesehen, Geisterjäger!« sagte er.
»Ja.«
»Was sagst du dazu?«
»Es war beeindruckend.«
»Mehr nicht?«
»Was soll ich sagen? Ich liege hier angekettet und kann nur zuschauen. Ich muß ehrlich sagen, daß es mich überrascht hat. Da kommt dein Diener zu dir und will dein Blut. Das habe ich auch noch nicht erlebt. Wobei ich zugeben muß, daß du recht hast.«
»Und wie ich recht habe«, knirschte der Satan. »Auch für mich war es kaum zu fassen, doch es passierte nun mal. Du siehst, Sinclair, daß ich nicht übertrieben oder gelogen habe. Es gibt diese verfluchten Vampire, die, wenn sie einmal infiziert sind, vor gar nichts Rücksicht nehmen. Und sie werden immer wieder angreifen, es stets versuchen…«
»Auch bei dir?«
»Hast du es nicht erlebt?«
Ich lachte krächzend. »Ja, sehr intensiv sogar. Mir ist dabei ein Gedanke gekommen. Ich brauche nur abzuwarten. Irgendwann haben es die Vampire geschafft und dir alle Diener weggenommen. Danach kommst du an die Reihe.«
»Ich weiß mich zu wehren!«
»Das hast du mir demonstriert. Nur, war dieser Vampir ein Gegner. Andere werden folgen. Wenn alle plötzlich mit einsteigen und sich gegen dich stellen, wirst du irgendwann…«
»Rede nicht mehr weiter, Geisterjäger! Das ist der reinste Unsinn. Ich bin der Herr der Hölle, ich werde es den anderen auch beweisen. An mich kommt keiner heran.«
»Wozu brauchst du mich?«
»Ich habe dir die Gründe erklärt. Für mich geht es da um andere Dinge. Denk an die Blöcke, die sich gebildet haben. Ich muß meine Kräfte auf viele konzentrieren und nicht nur auf einen. Das ist mein Problem. Und so habe ich in dir, einem Feind, den idealen Helfer gefunden. Siehst du das nicht ein?«
»Vorausgesetzt, daß ich bereit bin, dir zu helfen.«
Asmodis nickte sehr überzeugt. »Darauf verwette ich meine Hörner!« lachte er. »Dir wird nichts anders übrigbleiben. Ich habe meinen Plan genau durchdacht, und eigentlich war es gut, daß sich mein Diener als Schwarzblut-Vampir gezeigt hat.«
»Wirklich?«
»Sicher, Geisterjäger. Denke mal nach. Er ist sehr schnell zu einem Vampir geworden. Das ist für mich ein guter Beweis. Sie lauern schon in der Nähe, vielleicht beobachten sie uns längst. Bestimmt werden sie

gleich kommen, dann kannst du Mandraka kennenlernen.«

»Gut, und du wirst dich stellen.«

»Nein, die Vampire sind ab jetzt dein Problem. Ich kümmere mich um andere Dinge.«

»Läßt du mich gefesselt zurück?«

»Natürlich. Die Vampire werden dir nichts tun. Es sei denn, du bist ein Schwarzblütler.« Er lachte laut, starrte mich noch einmal an, und in seinem Gesicht zuckte es. Seine Gedanken waren leicht zu erraten. Am liebsten hätte er mich sofort gekillt. Das war zwar möglich, jedoch wäre es unklug von ihm gewesen. Also überließ er mich meinem Schicksal. Mit einer abrupten Bewegung machte er kehrt und wandte noch innerhalb der Drehung seine Magie an.

Der Satan entschwand.

Typisch für ihn and so, wie die Menschen sich den Teufel immer vorstellten. Er löste sich buchstäblich in einer Rauchwolke auf. Ein Zischen entstand, ich sah ihn in die Höhe fahren und vernahm zuletzt ein dumpfes Gelächter, das mir entgegenschallte und mir gleichzeitig bewies, wie sehr der Satan sich freute.

Allein blieb ich zurück.

Es war kein erhebendes Gefühl, das konnte sich wohl jeder vorstellen. Ich starrte in den grauen Dämmer hinein, aus dem vor kurzen noch der Schwarzblut-Vampir erschienen war.

Wer würde als nächster kommen?

Die anderen mußten einfach in der Nähe lauern, da gab ich mir selbst recht. Sie konnten den Tod ihres Artgenossen nicht auf sich beruhen lassen.

So wartete ich.

Es war still. Nur wenn ich mich bewegte, klirrten leise die Kettenglieder.

Gut ging es mir wahrhaftig nicht. Sah man von dem seelischen Druck einmal ab, so fühlte ich mich auch körperlich nicht eben in Hochform. Die Manschetten der Ketten scheuerten auf der Haut.

Wie ein hilfloses Opfer hockte ich auf dem Boden und starrte nach vorn in den grauen Dämmer.

Ja, sie kamen.

Ich sah sie nicht, ich spürte es, denn es gab für mich einfach keine andere Möglichkeit.

Die Zeit verrann.

Noch immer hockte ich in der absoluten Stille, schaute nach vorn, und meine Augen begannen allmählich zu tränen. Diese verfluchte Einsamkeit konnte unter Umständen noch schlimmer als das Auftauchen des Feindes sein.

So »sehnte« ich die Vampire praktisch herbei.

In dieser Welt gab es weder Länge noch Breite. Nur eine Tiefe, die

erschrecken konnte. Hinter mir befand sich eine Mauer. Ich war mir sicher, daß sie ebenso rasch verschwinden würde, wie sie vielleicht aufgetaucht war.

Mandraka!

Stets dachte ich an diesen Namen. Er war neu. Ich hatte ihn zuvor noch nie gehört, und auch eine neue Gegnerschaft hatte sich formiert. Die Schwarzblut-Vampire. Bisher war ich von den Vampiren ziemlich verschont worden. Nach der Vernichtung der Lady X hatte es lange gedauert, bis ich wieder von den Blutsaugern hörte. Nun aber kamen sie konzentriert, und es waren ungewöhnliche Geschöpfe. Wie die Blutsauger, die durch Pillen zu Vampiren gemacht worden waren. Aber das lag alles länger zurück.

Die Bewegung innerhalb des Graus war mehr zu ahnen, als zu sehen. Ich glaubte, sie in der Ferne erkennen zu können, wollte über meine Augen wischen, aber die Ketten hemmten meine Bewegung, so daß ich sitzenbleiben und nach vorn starren mußte.

Schweiß hatte sich auf meinem Gesicht gebildet. Er lag auch auf der Stirn und bedeckte ebenfalls meinen Körper.

Sie kamen!

Sehr entfernt nur sah ich sie. Gestalten, die nicht schwebten, sondern gingen. Ob sie den Boden berührten, konnte ich nicht sehen, jedenfalls näherten sie sich mir, und mein Herz blieb fast stehen.

Aus der Erwartung wurde Furcht. Ich war ungemein gespannt und sah sie auch näherkommen.

Nicht ein Geräusch entstand dabei. Alles lief in einer gespenstischen Stille ab. Die Vampire verursachten weder Schritte noch hörte ich sie atmen, sie blieben einfach stumm, aber sie wuchsen immer stärker zu einer Bedrohung an, je mehr sie sich mir näherten.

Würden sie auch über mich herfallen?

Mittlerweile waren sie so nahe herangekommen, daß ich sie auseinanderhalten konnte.

Ich zählte sie.

Es waren sieben!

Keiner mehr und keiner weniger. Und sie besaßen einen Sinn für Show, denn sie hatten einen Halbkreis gebildet, jeder Schritt war genau abgezählt, so daß niemand vorging und die Kette blieb, die sich mir näherte.

Mein Herzschlag verstärkte sich. So ganz traute ich den Worten des Satans nicht. Es konnte durchaus sein, daß Asmodis nur bluffte, und diese Vampire nicht nur Dämonenblut wollten, sondern auch den Lebenssaft eines Menschen.

Da sah es für mich böse aus, denn ich konnte mich als Gefesselter nicht wehren.

Näher und näher kamen sie.

Niemand brach aus, keiner ging schneller. Sie blieben gleich, irgendwie monoton. Es entstand kein Geräusch, und vielleicht war es auch diese Tatsache, die so sehr an meinen Nerven zerrte.
Meine Chancen standen spürbar schlecht. In den nächsten Minuten entschied es sich, ob ich überlebte oder nicht…

***

Der Clubdiener schaute Suko an, als wäre er ein Wesen von einem fremden Stern, vor dem man sich ekeln mußte. Sein Blick saugte sich an den Haaren fest, glitt über das Gesicht, erfaßte den Oberkörper und wanderte weiter bis zu den Schuhen.
»Zu wem wollen Sie?« fragte er und legte einen Tonfall in seine Stimme, der Suko klarmachte, daß er in diesem vornehmen Club unerwünscht war.
»Zu Sir James Powell!«
»Die Gentlemen möchten nicht gestört werden. Es kommt zudem hinzu, daß Sie…«
»Daß ich was, Meister?«
»Nun, schauen Sie sich mal Ihren Hals an. Sie scheinen mir nicht gerade ein friedliebender Mensch zu…«
Suko war im Prinzip geduldig. Das entsprach seiner asiatischen Mentalität. Doch irgendwo besaß diese Geduld auch eine Grenze.
Wenn sie überschritten wurde, konnte der Chinese verdammt sauer reagieren. Das merkte auch der blasierte Clubdiener, der vornehmer tat als die Gentlemen, die er betreute.
»Hör zu, du Stockfisch«, sagte der Inspektor. »Wenn du mich, einen Yard-Beamten, nicht gleich durchläßt, wirst du einen Ärger bekommen wie nie zuvor.«
»Mister, ich…«
Suko war es leid. Er trat einen Schritt vor und schob den Blasierten kurzerhand zur Seite. Der Mann schnappte nach Luft, er konnte nicht begreifen, daß so etwas mit ihm geschah, aber Suko kannte da keine Hemmungen. Ihm war es egal, was die anderen dachten, er hatte einen Job zu erfüllen, und er mußte mit Sir James Powell reden, bei dem er bestimmt auf Verständnis treffen würde.
So betrat der Chinese die heiligen Clubräume, ohne sich weiterhin um die Proteste der Butlers zu kümmern.
Suko war nicht zum erstenmal hier. Er wußte genau, wo die einzelnen Räume lagen, und er wußte ferner, daß er nicht gerade das Bild eines Gentleman bot, als er sich nach rechts wandte, über die Teppiche auf eine Schiebetür zuschritt und die Bar links liegenließ.
Dort gab es Getränke der besten Marken, und Suko riß die Tür kurzerhand auf.
Dahinter lag der Leseraum. Etwa ein halbes Dutzend Clubmitglieder

saßen in Sesseln mit hohen Kückenlehnen, lasen Zeitungen, Bücher oder Zeitschriften und hoben ihre Köpfe, als sie den unerwarteten Eindringling entdeckten.

Ihre Blicke sprachen Bände.

Suko sah sofort, daß er nicht willkommen war, und die Augen der Anwesenden richteten sich sofort auf seinen blutigen Hals.

Ein Mann trat auf ihn zu. Er schien so etwas wie der Geschäftsführer zu sein, schaute sehr böse, und Suko vernahm in seinem Rücken die Proteste des Türöffners.

»Dieser Mensch hier wagt es…«

»Sie wünschen?« fragte der Geschäftsführer.

»Scotland Yard«, unterbrach Suko den Knaben. »Ich muß sofort Sir James Powell sprechen.«

»Inspektor, Sie haben…«

»Ich habe keine Zeit, begreifen Sie das.«

Aus dem Sessel erhob sich ein faltengesichtiger Mensch im dunkelgrauen Anzug. »Sir James sitzt im Nebenraum.«

»Danke.« Der Inspektor drehte sich an dem Geschäftsführer vorbei und steuerte eine zweite Tür an, ohne auf irgendwelche Proteste zu achten. Diese blasierten Knaben konnten ihm samt und sonders gestohlen bleiben.

Suko hatte die Tür kaum aufgestoßen, da sah er Sir James bereits.

Der Superintendent hatte sich aus seinem Sessel erhoben und zur Tür gewandt. Wahrscheinlich hatte er den Raum verlassen wollen.

Jetzt zeichnete Überraschung sein Gesicht, als er den Inspektor sah.

»Suko, Sie?«

»Ja, Sir, ich muß Sie sprechen.«

»Natürlich.« Der Superintendent starrte auf den blutigen Hals des Inspektors, schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Können wir hier in Ruhe reden, Sir?«

»Kommen Sie, Suko, wir gehen in einen anderen Raum.« Sir James kümmerte sich über die erstaunten Blicke der Clubmitglieder nicht, sondern drehte ab und öffnete eine schmale Seitentür.

Mittlerweile waren auch der Geschäftsführer und der Diener nähergetreten. Sie wollten reden, aber sie sahen, daß Sir James persönlich sich um den Chinesen bemühte. Aus diesem Grunde protestierten sie nicht.

Es war der Fernsehraum, den die beiden Männer betraten. Niemand hielt sich dort auf. Die Glotze lief auch nicht, und so konnten sie im gedämpften Licht einer Stehlampe Platz nehmen. Beide versanken in den bequemen Sesseln, und Sir James erkundigte sich, ob es Suko gut ginge.

»So leidlich.«

»Ihr Hals sollte…«

»Sir, das ist jetzt wirklich unwichtig. Es geht um John Sinclair.«
Augenblicklich spannte sich die Haltung des Superintendenten.
»Was ist passiert?« fragte er knapp. »War der Anruf eine Falle?«
»Im Prinzip ja.«
»Und wer hat die Falle gestellt?«
»Asmodis!«
Das Gesicht des Superintendenten verzog sich für einen kurzen Moment, und er schluckte, als hätte er etwas getrunken.
Suko hielt die Zeit für gekommen und berichtete in allen Einzelheiten, was vorgefallen war, während der Superintendent aufmerksam zuhörte. Als Suko seinen Bericht beendet hatte, nickte er und fragte: »Sie wissen also nicht, ob John noch lebt?«
»Nein!«
Sir James dachte einen Moment nach. »Sie berichteten von den Schleifspuren.«
»Das ist korrekt.«
»Demnach können wir davon ausgehen, daß man John Sinclair weggeschafft hat?«
»Ja. Tragt sich nur, ob tot oder lebendig.« Suko machte sich nichts vor. Er war Realist.
Sir James legte seine Stirn in Falten. Das schmeckte ihm natürlich nicht. Er atmete tief ein und preßte die Lippen zusammen. »Es ging sehr einfach«, sagte er leise. »Ein wenig zu einfach, mein Lieber. Das können wir nicht länger hinnehmen. Momentan spielt es keine Rolle, wir müssen uns um John kümmern. Sie sind auch angegriffen worden, Suko.«
»Sie sehen jetzt noch die Wunden.«
»Hatten Sie dabei das Gefühl, daß die Gegner Ihren Tod wollten?«
Der Chinese sah den Blick des Superintendenten fest und fragend auf sich gerichtet. Er nickte dazu. »Dieses Gefühl hatte ich in der Tat, Sir. Es ging ihnen allein um John. Asmodis hat zudem verlangt, daß John allein kommen sollte. Er tat es nicht. Wahrscheinlich hatten die Monstren vom Teufel die Order bekommen, mich zu killen. Die Angriffe lassen keine andere Deutung zu.«
»Dann kam es dem Teufel nur auf John Sinclair an«, murmelte der Superintendent. »Aber was will er von ihm?«
»Töten.«
»Das auch. Nur, hätte er die Leiche dann nicht in der Ruine liegenlassen können?«
Die Überlegung war nicht schlecht, das gab auch Suko mit einem Nicken zu verstehen. »Er will etwas von John.«
»Wir sollten davon ausgehen.«
Suko lächelte. »Ich finde Ihren Optimismus toll.«
»Er beruht auf den Realitäten. Fragt sich nur, wie es weitergehen soll.

Haben Sie sich schon Gedanken gemacht?«

»Das ja, leider bin ich zu keinem Ergebnis gekommen, Sir, da bin ich ehrlich.«

»Kann es mit Sheila Conolly zusammenhängen und auch mit der Zerstörung der Knochenuhr?«

»Alles ist drin, Sir. Obwohl ich nicht so recht daran glauben will. Es muß etwas Neues sein.«

»Und wie können wir es herausfinden?«

Suko hob die Schultern. »Da bin ich leider überfragt, Sir.«

»Kann ich mir vorstellen.« Sir James schaute auf seine Uhr. »Ich werde natürlich nicht hier bleiben. Haben Sie einen Wagen, oder sind Sie mit der Harley gekommen?«

»Der Bentley steht auf dem kleinen Parkplatz.«

»Das ist gut. Dann können wir fahren.«

»Soll ich Sie an Ihrer Wohnung absetzen?«

Sir James erhob sich. »Nein, wir fahren ins Büro. Vielleicht hilft uns eine Fahndung. John braucht ja nicht unbedingt in die Hölle geschafft worden zu sein.«

»Das ist möglich.«

Auch Suko hatte sich erhoben. Er ließ seinem Chef den Vortritt, als sie das Fernsehzimmer verließen. Die übrigen Gentlemen grüßten freundlich, als die Männer gingen.

Sie trafen auch den Geschäftsführer und den Butler, der Suko von oben herab behandelt hatte. Auch jetzt schaute der Knabe blasiert aus der Wäsche.

Der Inspektor war nicht nachtragend, deshalb hatte er Sir James auch nichts von seinen Schwierigkeiten erzählt. Suko grinste nur, als die beiden ihn anschauten.

Es war kalt draußen. Der November hatte die Temperaturen tief in die Nähe des Gefrierpunktes gedrückt. Vor den Lippen der beiden Männer dampfte der Atem.

Suko hatte den Bentley nicht auf den Parkplatz gefahren, sondern halb auf dem Gehsteig vor dem Haus abgestellt. Er öffnete Sir James die linke vordere Tür, um ihn einsteigen zu lassen.

Als Sir James angeschnallt war, startete Suko den Bentley. Eine hellweiße Fahne verließ den Auspuff und zerflatterte, als der Wagen rollte.

»Sie sind von einer Fahndung nicht überzeugt?« fragte Sir James, als sie vor einer Ampel stoppten.

»Nein, Sir.«

»Ich ebenfalls nicht so recht.«

»Haben es aber trotzdem…«

»Es tut mir leid, ich sah keine andere Möglichkeit. Ihre Alternativen sind ja in der letzten Zeit begrenzt worden.«

Suko fuhr wieder an. »Wie meinen Sie das, Sir?«
»Ich denke an Myxin.«
Für einen Augenblick kniff der Chinese die Lippen zusammen. Da hatte der Superintendent ein wahres Wort gesprochen und auch bei Suko einen wunden Punkt berührt. Myxin und Kara, zwei wertvolle Helfer im Kampf gegen die Macht der Schwarzblütler, hatten lange Zeit nichts mehr von sich hören lassen. Suko wußte überhaupt nicht, ob sie noch lebten. Die beiden waren verschollen.
»Sie sind so stumm!«
Suko hob die Schultern. »Was soll ich sagen, Sir? Sie haben recht. Auch wir kommen uns von den beiden verlassen vor. Seit Arkonadas Auftauchen haben wir praktisch ihre Spur verloren. Ich rechne damit, daß sich Myxin und Kara zurückgezogen haben und sich regenerieren wollen. Arkonada hat schließlich eine Machtposition der beiden, die flammenden Steine, erschüttert.«
»Ich hätte nicht gedacht, daß sie so leicht aufgeben.«
»Das kann ich nicht bestätigen, Sir. Ich weiß nicht, ob sie tatsächlich aufgegeben haben.«
»Davon gehe ich aus.«
Suko kannte seinen Chef ziemlich lange, deshalb wußte er auch, daß Sir James den Helfern des Sinclair-Teams immer ein wenig skeptisch gegenüberstand.
Diesmal sollte er sogar recht behalten.
Vom Fluß her wallte Dunst in die City. Schwaden, sehr dünn und lang, die geisterhaft über die Fahrbahn krochen.
Suko verteidigte die beiden. »Myxins und Karas Kontakt zum Teufel kann man nicht gerade als optimal bezeichnen.«
»Wieso?«
»Sie kümmern sich mehr um die mystische Vergangenheit ihres ehemaligen Kontinents Atlantis.«
»Greift nicht irgendwo alles ineinander über?«
»Manchmal.«
Sie schwiegen. Über die Buckingham Palace Road rollte der Wagen in Richtung Norden. Vorbei an Londons größtem Bahnhof Victoria Station, wo sich der Verkehr verdichtete und besonders die zahlreichen Taxis auffielen.
Bald würde der große Park mit dem Buckingham Palace auftauchen, das Queen Victoria Memorial, und anschließend würden sie auf der Straße weiterfahren, die den Green Park vom St. James's Park trennte.
Die Straße hieß The Mall.
Der Verkehr war wieder abgeflaut. Rechts und links lagen die beiden Parks wie dunkle Wände. Die Scheinwerfer rissen Lichttunnel in die Düsternis und erfaßten plötzlich eine Gestalt, die sich mitten auf der Fahrbahn aufgebaut hatte.

Für einen Moment wirkte der Schwarzgekleidete wie ein normaler Mensch. Das änderte sich sehr schnell. Von irgendwoher tanzten Flammen auf die Gestalt zu, hüllten sie ein, so daß Suko und sein Chef sehr genau sehen konnten, wer sich da auf der Straße aufgebaut hatte.

»Der Teufel!« zischte Sir James.

Sukos Fuß hatte vom Gas auf das Bremspedal gewechselt. Er drückte es ein wenig nach unten, so daß der Bentley an Geschwindigkeit verlor.

»Wollen Sie stoppen?«

Suko nickte. »Asmodis will etwas von uns.«

»Der wollte Sie töten lassen, Suko. Also wird er es noch einmal versuchen.«

»Ich bin nicht sicher.«

Die Flammen erloschen in diesem Moment. Zwei Scheinwerferstrahlen erfaßten eine völlig normale Gestalt, falls man bei Asmodis davon sprechen konnte.

Einen Mensch sogar, der einen dunklen Anzug trug und beide Hände erhoben hatte.

Suko wußte, daß sich der Teufel sehr gut verwandeln konnte und in verschiedenen Masken auftrat. Das hatte auch Glenda Perkins zu spüren bekommen, als sie sich, ohne es zu wissen, in einen Mann verliebte, der in Wirklichkeit der Satan gewesen war. [2]

Der Bentley hielt sanft, und Satan streckte seinen Arm aus. Als wäre nichts gewesen, schritt er an die Beifahrerseite und öffnete die linke hintere Fronttür.

Er nahm Platz.

Augenblicklich schwängerte ein scharfer Schwefelgeruch das Innere des Fahrzeugs. Sir James verzog das Gesicht, während Suko klammheimlich seine Beretta gezogen und sie zwischen die Oberschenkel auf den Sitz gelegt hatte.

Der Satan hatte die Tür wieder zugezogen. Er lachte hämisch. »Ich grüße Sie, meine Herren.«

Sir James starrte stur geradeaus, als er fragte: »Was wollen Sie?«

»Nicht so eilig. Vermissen Sie nicht jemand?«

»Was ist mit John Sinclair?«

»Ich habe ihn.«

Sir James nickte. »Das hatten wir uns gedacht.«

»Und ich werde ihn auch nicht freilassen«, erklärte Asmodis, wobei er noch lachte.

»Dann lebt er?« fragte Suko zwischen.

»Das stimmt.«

»Und wo befindet er sich?«

»Du glaubst doch nicht, daß ich dir das sage«, erklärte Asmodis. »Nein, es bleibt mein kleines Geheimnis. Ich habe mir den Geisterjäger

geholt, weil ich ihn brauche.«

»Um ihn zu töten?«

»Später vielleicht«, gab der Teufel zu. »Vorerst muß er noch eine Aufgabe für mich übernehmen.«

»Reden Sie nicht um den heißen Brei herum«, sagte Sir James. »Sagen Sie endlich, was Sie wollen!«

»Sind Sie lebensmüde?« fragte der Satan knurrend. »Ich bestimme hier, denn es ist klar, daß sie sich in meiner Gewalt befinden. Wenn ich will, kann ich Sie vernichten.«

»Das hattest du bei mir versucht«, sagte Suko.

»Nicht ich. Es waren meine Diener.«

»Kommen Sie zur Sache«, verlangte Sir James, der sich nicht einschüchtern ließ. »Wir wollen endlich wissen, was mit dem Geisterjäger geschehen ist.«

»Er wird gegen Vampire kämpfen!«

Dieser einfach dahingesprochene Satz war für die Männer nicht zu begreifen.

»Gegen Vampire?« fragte Suko erstaunt.

»Ja, aber gegen eine besondere Art von ihnen, das kann ich bestätigen. Es sind Blutsauger, die sich um den Saft der Dämonen kümmern. Sie greifen keine Menschen an, sie wollen anderes Blut. Schwarzes Blut, versteht ihr?«

»Mittlerweile«, gab Suko zu.

»Dann ist es klar. Ich habe Sinclair auf die Vampire angesetzt. Er wird sie und ihren Anführer Mandraka bekämpfen. Mehr wollte ich euch nicht verraten. Es hat keinen Sinn, wenn ihr nach Sinclair forscht. Er befindet sich nicht in dieser Welt.«

»Wo dann?«

»Halt dein Maul, Chinese. Ich habe dir gesagt, daß ich keine Auskünfte geben werde.«

»Auch nicht über Mandraka?« fragte Sir James.

»Nein.«

»Weshalb nicht? Haben Sie Angst? Zudem hätten wir gern gewußt, woher er stammt. Schließlich ist er ein außergewöhnlicher Vampir.«

Asmodis überlegte. Schweigen breitete sich innerhalb des Wagens aus. Der Bentley parkte an dieser Stelle ungünstig. Suko hatte die Warnblinkleuchten eingeschaltet, so daß auch in der Dunkelheit das Hindernis schon frühzeitig zu erkennen war.

»Wir warten«, sagte Sir James.

»Ich werde euch nicht zuviel sagen«, erklärte der Teufel. »Es ist die Aufgabe des Geisterjägers, herauszufinden, woher Mandraka kommt und was er will. Nur soviel sei gesagt. Er stammt aus alter Zeit.«

Suko lachte. »Ein Typ wie Vampiro-del-mar es gewesen ist?«

»Nein. Der Vergleich ist lächerlich. Mandraka kann man als

intelligent bezeichnen. Zudem ist er raffiniert und verschlagen. Er weiß seine Diener genau einzusetzen. Sehr zielstrebig, und schon immer hat er das gewußt.«

»Was heißt schon immer?« wollte Sir James wissen.

»Das überlasse ich euch.«

Suko drehte sich um. Sein Gesicht war hart. Wut blitzte in den Augen des Inspektors. »Hör zu, mein Lieber, du kannst sagen, was du willst, aber uns nicht…«

Der Teufel reagierte. Urplötzlich umhüllte Feuer seine Gestalt. Im Nu stand der Wagen in hellen Flammen, und das Feuer breitete sich gedankenschnell aus, so daß es die beiden erfaßte, die nichts dagegen unternehmen konnten.

Sir James bäumte sich auf seinem Sitz auf. Sein Gesicht verzerrte sich. Er drehte den Kopf zur rechten Seite hin, stieß mit dem Brillenbügel gegen die Rückenlehne und schob sich das Gestell selbst von der Nase. Zum Glück fiel die Brille in seinen Schoß und blieb dort liegen.

Beide konnten sich nicht rühren. Suko und Sir James hingen in den magischen Fesseln des Satans. Nicht einmal Suko konnte sich rühren, trotz seiner Kräfte.

Und der Satan lachte.

Voller Gemeinheit, Heimtücke und Hinterlist steckte er. Vornübergebeugt saß er im Fond des Bentley, rieb sich die Hände und war mit einem kaum zu beschreibenden Triumph erfüllt.

»Ich habe euch!« kreischte er, wobei sich seine Gestalt innerhalb einer Sekunde veränderte. »Ich habe euch und brauche euch nicht mehr. Ich will das Sinclair-Team vernichten. Bisher ist es mir nicht gelungen. Nun steckt ihr in der Falle. Diesmal habe ich nicht die Geduld und auch nicht den Ehrgeiz wie bei Sheila Conolly. Noch verbrennt euch das Feuer der Hölle nicht, ich aber trage dafür Sorge, daß es euch vernichtet. Und zwar radikal…«

Suko und Sir James hörten die Worte überdeutlich. Sie wußten, daß sie keine Chance mehr hatten. Beide hatten den Satan unterschätzt und nicht mehr daran gedacht, daß sie es mit einem mächtigen Dämon und dem Herrn der Hölle zu tun hatten.

Draußen wischten die anderen Fahrzeuge vorbei. Kein Fahrer stoppte, um nachzusehen, aus welchem Grunde es im Bentley brannte.

Bis auf zwei.

Das war ein Streifenwagen. Den beiden Polizisten war das Blinken des abgestellten Bentley aufgefallen. Zudem stand der Wagen an einer Stelle, wo er nicht unbedingt hätte parken dürfen.

So gab der Fahrer noch einmal Gas, fuhr näher und stoppte dicht hinter dem Silbergrauen.

Beide Polizisten stiegen aus…

***

Ich sah sie kommen!

Sieben Schwarzblut-Vampire. Sieben Bestien, die kein Pardon kannten und nach dem Lebenssaft gierten. Waren sie wirklich nur darauf spezialisiert, Dämonen auszusaugen oder würden sie sich auch an Menschen vergehen, wozu ich gehörte?

In der nächsten Minute würde ich diese Frage beantwortet bekommen.

Die Fesseln ließen mir keine Chance. Ich hatte die Arme eng anliegen, die Beine lagen ebenfalls dicht beieinander, den Rücken preßte ich gegen die Wand, und so blieb ich sitzen und wartete auf die verfluchten Blutsauger.

Da sie sich mir inzwischen genähert hatten, konnte ich sie auch besser erkennen, und ich mußte meine ursprüngliche Meinung, die ich bisher von Vampiren gehabt hatte, revidieren.

Diese hier waren anders!

Normale Vampire oder die der klassischen Art sahen bleich aus und wirkten blutleer. Man sah ihnen an, wenn sie nach dem kostbaren Lebenssaft gierten, diese hier, die mir entgegenkamen, konnte man als das genaue Gegenteil bezeichnen.

Vampire mit knallroten Gesichtern.

Das war keine Täuschung, denn diese Fratzen hoben sich in ihrer Farbe sehr deutlich von dem seltsamen grauen Licht ab. Sie sahen unheimlich aus, schaurig, und ich wurde das Gefühl nicht los, als bestünden die Gesichter aus zahlreichen kleinen Wunden, die ein Messer hinterlassen hatte.

Das Blut war dann aus den Wunden getropft und anschließend getrocknet, deshalb die rote Farbe der schrecklichen Fratzen. Mein Blick konzentrierte sich auf die Augen.

Sie waren dunkel und in den rotblutigen Gesichtern kaum zu erkennen. Mein Blick glitt tiefer und erfaßte die Mundpartie.

Da sah ich den klassischen Beweis für das Vampirtum. Lange Zähne, die mit ihren Spitzen aus dem Oberkiefer ragten und auch bei geschlossenem Mund zu sehen waren.

Ich schüttelte mich. Diese Zähne wollte ich nicht am Hals spüren.

Sie würden eiskalt zuschlagen und auch radikal vernichten, dafür waren sie erschaffen.

Kein Laut entstand, als sich mir die Gestalten näherten. Jeder Vampir sah gleich aus, keiner unterschied sich von dem anderen, so daß ich mich fragte, ob sich Mandraka, der Anführer, überhaupt unter ihnen befand. Wahrscheinlich nicht.

Ich spürte ein verdammt ungutes Gefühl, als sie den Halbkreis immer enger zogen.

Wie Siebenlinge sahen sie aus, und sie trugen zudem noch die gleiche

Kleidung.

Pechschwarze, kittelartige Gewänder, die fast bis zu den Knöcheln reichten und bei jedem Schritt, den die Vampire gingen, glockenartig schwangen.

Eine Prozession des Schreckens näherte sich mir, dem Hilflosen.

Niemand sprach, die Vampire atmeten nicht, und auch ihre Schritte waren so gut wie nicht zu hören.

Meine Angst stieg. Gleichzeitig auch die Spannung, wobei mein Blick wie gebannt an ihren Gesichtern hing und ich mitbekam, wie sie ihre Mäuler öffneten.

Da sah ich die Hauer!

Ja, mir fiel kein anderer Ausdruck ein. Es waren Hauer, die mir entgegenblitzten.

Vierzehn insgesamt!

Zwei mal sieben. Wenn sie in meine Haut hackten, war ich verloren. Es würde nicht einmal eine Minute dauern, um meinen Körper blutleer zu bekommen.

Davor fürchtete ich mich.

Noch ein Schritt, und sie hatten mich. Alle sieben zögerten. Dann – als hätten sie ein nur für sie hörbares Kommando bekommen –, gingen sie vor.

Sie überwanden die trennende Distanz und standen plötzlich so dicht vor mir, daß sie mich fast berühren konnten.

Sieben Gesichter schauten auf mich nieder.

Knallrote, blutige Gesichter mit offenen Poren, flachen Nasen und breiten Wangenknochen, wie man sie auch bei den Asiaten zu sehen bekommt. Der Teufel hatte von Ungarn gesprochen. Sollte Mandraka sich dort aufhalten? Und stammten die Vampire vielleicht aus diesem Land?

Es war seltsam, welche Gedanken mich angesichts dieser großen Gefahr beschäftigten, dann jedoch stoppte der Strom abrupt, als sich die sieben Vampire niederbeugten.

Noch immer hatten sie keinen Laut von sich gegeben. Sie waren aufeinander eingespielt, das mußte ich anerkennen. Je mehr sie sich mir entgegenbeugten, um so stärker verkrampfte ich mich innerlich und äußerlich. Ich hatte Furcht, mein Herz schlug laut, dann erfolgte die erste Berührung.

Der Hauch eines unsagbaren Grauens streifte mich.

Kalte Klauen, Totenhände, die Finger gespreizt, wobei bis zur Hälfte zwischen ihnen eine seltsame Haut wuchs. So etwas kannte ich von Fledermäusen her, und ich erinnerte mich daran, daß Vampire und Fledermäuse verwandt miteinander waren.

Die Hände befühlten mich. Ich spürte sie überall auf der Haut. Sie krochen über meine Beine, drückten, tasteten, fühlten und forschten

nach, ob unter der Haut auch das für sie so wichtige Blut floß.

Ja, es floß.

Nur eben kein schwarzmagisches. Ich besaß normales Menschenblut und konnte mit anschauen, wie einer der Vampire in die Knie sank, den Boden berührte, seine Hände ausstreckte und nach meinem rechten Arm griff. Er blieb dabei in der knienden Haltung, und wie Schlangenkörper glitten die Hände dabei in die Höhe.

Weiter und weiter krabbelten sie. Hastig bewegten sich die im Gegensatz zum Gesicht bleich wirkenden Finger, die es, ohne auf Widerstand zu treffen, schafften, die Haut an meinem Hals zu streifen.

Die linke Hand blieb dort liegen. Sie verharrte, aber sie griff nicht zu. Eine tödliche Klaue in Ruhestellung.

Dafür wanderte die andere.

Die Gänsehaut auf meinem Rücken zog sich noch mehr zusammen, als ich die Fingerkuppen auf der Wange spürte. Leicht drückten sie in das Fleisch, prüfend kam es mir vor, und ich verkrampfte innerlich noch stärker. Mein Güte, was hatten diese Bestien noch alles mit mir vor? Mir blieb fast der Atem weg. Ich holte sehr flach Luft und sah die übrigen sechs Blutsauger wie durch ein Tuch.

An meinen Augen vorbei bewegten sich die Finger, und im nächsten Augenblick griffen sie zu. Sie umwickelten mehrere Haarsträhnen. Ich spürte einen ziehenden Schmerz im Kopf, der sich noch steigerte, als der Blutsauger meinem Schädel zur Seite riß.

Es gelang mir nicht mehr, einen Schrei zu unterdrücken. Zu hart und brutal war dieser Angriff erfolgt. Nach rechts war der Kopf gerissen worden, dafür spannte sich die Haut an meiner linken Halsseite wie die Sehne an einem Knochengelenk.

Das war die typische Haltung für einen Biß!

Ich dachte an die Worte des Teufels, der mir versprochen hatte, daß diese Blutsauger sich nur um Dämonen kümmerten. Dies schien eine Lüge gewesen zu sein, denn ich glaubte nicht mehr daran, daß die Vampire mich laufenlassen würden.

Zwar kam ich an meine Waffen durch die Ketten-Fesselung nicht heran, ich wollte auch nicht wehrlos sterben oder mich den Vampiren hingeben. Nein, da hatte ich noch ein Wörtchen mitzureden.

Durch das Ziehen des Kopfes war auch ich zur anderen Seite geneigt worden. Meine Arme hatte ich nebeneinander gelegt, und es würde mir gelingen, einen Schlag durchzuführen.

Ich hämmerte zu.

Der Vampir hatte damit nicht gerechnet. Voll bekam er den Treffer mit, der ihn zur Seite und auch auf den Boden schleuderte, wo er sich fast noch überschlug.

Nicht ein Laut drang aus seinem Maul. Er hatte sich schnell wieder gefangen und kam hoch.

Auf Händen und Knien blieb er hocken, starrte mich an und schüttelte seinen Schädel.

Verdammt, was wollte er denn noch?

Ich rechnete mit einer stürmischen Attacke, die jedoch ausblieb.

Dafür kroch er näher und stoppte, als er seine Artgenossen wieder erreicht hatte.

Erst jetzt fiel mir der süßliche Blutgeruch auf, den die Vampire ausströmten.

Mein Magen wollte revoltieren, mein Blick flackerte, und ich wußte, daß die erste Reaktion des einzelnen Vampirs nur eine Art von Abtasten gewesen sein mußte.

Die nächsten folgten.

Und es waren alle sieben, die sich auf mich stürzten. Diesmal konnte ich nichts dagegen unternehmen. Es hatte keinen Sinn zu schlagen, einen hätte ich vielleicht getroffen, doch es waren noch immer genügend andere da, die mich erledigen konnten.

Ihre Körper drückten mich dem Boden entgegen. Dabei hatte es keinen Sinn, daß ich mich gegen sie stemmte, das Gewicht war zu stark, und ich selbst nahm auch eine so schlechte Haltung ein, daß sich die Ketten spannten und die Schmerzen an meinen Gelenken steigerten, so daß ich einen weiteren Schrei wieder nicht unterdrücken konnte.

Die Vampire waren wie eine Meute Hunde, die sich um die Beute stritten.

Sie lagen in allen möglichen Stellungen auf mir. Schräg, gerade, manche auf den Knien, andere bedeckten meinen Unterkörper, und auf jedem Flecken blanker Haut spürte ich die tastende Gier ihrer Hände.

Mir ging es verdammt dreckig, aber das Schlimmste stand mir noch bevor.

Da mein Hals frei lag, hatten sich die Vampire natürlich ihn als Ziel ausgesucht.

Etwas kratzte über die gespannte Haut. Zunächst dachte ich an Nägel, aber es war immer ein Paar, das über die Haut fuhr, und plötzlich wußte ich auch, wem ich dieses verfluchte Kratzen zu verdanken hatte.

Den Zähnen!

Verdammt die Vampirzähne befanden sich bereits an meiner Kehle.

Ich stöhnte, bekam kaum Luft, in den Gelenken wüteten die Schmerzen, und zwei Hände hielten plötzlich meine Haare fest, während ein dritter Handballen auf meine Stirn drückte und dadurch den Hinterkopf hart gegen den Boden preßte.

Jetzt hatten sie mich endlich wehrlos!

Und sie bissen zu!

***

»Weshalb leuchtet der Mond auf einmal wie eine blutige Scheibe?« fragte Kara, die Schöne aus dem Totenreich.

»Muß ich dir die Antwort geben?«

Kara lächelte und schaute Myxin, ihren Gefährten, von der Seite her an. »Wahrscheinlich nicht. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an die Tage und Nächte des blutigen Mondes.«

»Ja – damals, in Atlantis.«

»Als wir auf zwei verschiedenen Seiten standen«, fuhr Kara fort und schaute abermals zum Himmel hoch.

Dort stand der Mond wie ein blutiger Kreis. Sie wußte, daß es nur ihnen auffiel, die übrigen Menschen sahen den Himmelskörper völlig normal, doch Kara und Myxin waren eben nicht mit den normalen Menschen zu vergleichen.

Man konnte sie als etwas Besonderes bezeichnen. Beide entstammten dem uralten und versunkenen Kontinent Atlantis. Dort aber waren sie Feinde gewesen. Kara hatte zusammen mit Delios, ihrem Vater, und einigen wenigen Getreuen auf der Seite des Guten gekämpft, während Myxin in den Schwarzen Bergen seine ebenfalls schwarzen Vampire befehligte. Er hatte damals als großer Magier gegolten, war respektiert worden und wollte seine Machtfülle immer weiter ausbreiten.

Damit stieß er an Grenzen.

Es war unter anderem der Schwarze Tod, der Myxins Machtdrang nicht nur entgegenwirkte, sondern ihn auch stoppte. Er schaffte Myxin und versetzte ihn in einen 10.000 jährigen Schlaf auf dem Meeresgrund. Erst John Sinclair und Suko konnten den kleinen Magier, wie er wegen seiner Körpergröße genannt wurde, erwecken.

Myxin zeigte sich nach einer Weile des Zögerns kooperativ. Vor allen Dingen hatte er eingesehen, daß es gegen den Schwarzen Tod ging, und so stellte er sich auf Sinclairs Seite, was ihn bei anderen mächtigen Dämonen in Ungnade fallen ließ und sie Myxin als ihren Feind ansahen. Sie versuchten, ihn seiner Magie zu berauben, was ihnen auch gelang, doch dank Unterstützung seiner Freunde, bekam Myxin seine alten Kräfte wieder zurück und setzte sie gezielt gegen seine ehemaligen Freunde und dämonischen Blutsbrüder ein. Damit hatte er auch Erfolg, bis zu einem Tage, wo die Vergangenheit in die Gegenwart übergriff und zuschlug.

Atlantis war zwar versunken, doch seine magischen Kräfte hatten überlebt und existierten weiter. Das bekam auch Myxin zu spüren, denn die Großen Alten, mächtige Dämonen aus vorgeschichtlicher Zeit erwachten und schickten sich an, die Erde zu erobern. Ihnen gegenüber standen nur sehr wenige Menschen, die es bisher tatsächlich geschafft hatten, dem Grauen Grenzen zu setzen.

Auch Myxin und Kara waren relativ gut dabei gefahren, bis zu dem

Zeitpunkt, als ein Dämon namens Arkonada alles an sich riß und selbst ihr Refugium, die flammenden Steine, unter seine Kontrolle brachte. Da hatten Myxin und Kara erlebt, daß die Kräfte der Vergangenheit nicht vernichtet waren und auch nicht schliefen. Sie hatten Myxin und Kara bewiesen, wie hart und grausam sie zuschlagen konnten, und die *flaming stones* hatten durch diese Attacke einen Großteil ihrer Magie verloren. Sie waren für Schwarzblütler manipulierbar geworden, so daß diese einen Weg fanden, auf die normale Welt zu gelangen.[3]

Eine schlimme Sache, wie Myxin und Kara fanden. Es hatte sie deprimiert, regelrecht geschafft und fertiggemacht. Sie vergaßen das, was sie zuvor gewesen waren. Streiter des Lichts gegen das Böse, wollten keinen mehr sehen, weil sie sich ihrer Niederlagen schämten.

Deshalb verkrochen sie sich in dem Gebiet der flammenden Steine, von denen nicht einmal John Sinclair wußte, wo sie lagen. Irgendwo in England, aber sie waren nur dann sichtbar, wenn Kara oder Myxin es auch wollten.

Es gab wohl kaum Partner auf der Welt, die unterschiedlicher als Kara und Myxin waren.

Eines hatten sie allerdings gemeinsam. Den langen Schlaf. Auch Kara, die Schöne aus dem Totenreich und mit dem Erbe des goldenen Schwerts versehen, war ebenfalls erweckt worden. In einer Felsenhöhle hatte ihr Körper gelegen, während ihr Geist auf Wanderschaft gegangen war, um in den Regionen des Totenreichs zu forschen, wo sie den Trank des Vergessens suchte, Elixier, das der Vater Kara ebenfalls überlassen hatte. Leider befand es sich in den Händen eines der mächtigsten Dämonen.

Es war der Spuk!

Und er würde, das war gewiß, den Trank wohl kaum wieder hergeben, da, konnte Kara machen, was sie wollte.

Sie gab nicht auf, sie kämpfte weiter; obwohl sich Myxin und Kara in einem Zustand der Depression befanden, dessen Ende noch nicht abzusehen war.

Wieder glitten ihrer beider Blicke zum Himmel hoch. Blutrot leuchtete der Mond, für sie ein Zeichen, denn das hatte es schon im Atlantis gegeben.

»Immer dann, wenn er leuchtete, kamen sie«, sagte Myxin mit leiser Stimme.

»Ich habe sie nie gesehen«, erklärte Kara, »nur von ihnen gehört.«

»Atlantis war groß. Sie schafften es auch nie völlig, denn sie hatten zu viele Feinde.«

»Unter anderem dich.«

»Und meine schwarzen Vampire. Ich hatte mich auf sie verlassen können, denn sie waren es, die die anderen immer wieder

zurücktrieben. Und da stand ich auch nicht allein, andere Schattenfürsten halfen mir dabei.«

Kara zeigte sich überrascht. »Weshalb?«

»Wir nannten sie die Schwarzblut-Vampire. Sie ernährten sich im Gegensatz zu normalen Dämonen nur vom Blut der Dämonen. Sobald Schwarzblütler in ihrer Nähe erschienen, saugten sie ihnen den Lebenssaft aus. Es war schlimm.«

»Was geschah mit ihnen?«

»Ich weiß es nicht mehr. Sie kamen nur nie zum Durchbruch. Auch sind sie abhängig vom Mond. Immer dann, wenn er sein blutiges Licht abgibt, wußten wir, daß sie ihre finsteren Grüfte und Schlünde verlassen hatten, um Beute zu machen.«

»Wie jetzt«, sagte Kara.

»Du sprichst das aus, was ich denke«, bestätigte Myxin. Er nickte dazu.

»Kannst du sie stoppen? So wie damals?«

»Ich glaube es nicht.«

Kara drehte ihren schmalen Kopf. Das lackschwarze Haar fiel zu beiden Seiten des Gesichts nach unten und umrahmte die etwas blaß wirkende Haut. Im Gesicht fielen die großen dunklen Augen besonders auf. Kara wirkte noch immer wie eine Frau aus ferner Vergangenheit, denn sie hatte sich an die moderne Kleidung kaum gewöhnen können. Weiterhin trug sie ihre langen Gewänder, deren Farben ständig wechselten. An diesem Abend, als sie vor der Hütte saßen, hatte sie ein dunkleres Gewand übergestreift. Beide spürten die Kälte nicht, die Faszination des roten Mondes war einfach zu groß.

»Erst der Todesnebel, jetzt dies«, sagte Myxin leise. »Ich weiß nicht, wo es noch alles hinführen soll.«

Kara sprang plötzlich auf. »Dann müssen wir kämpfen.«

Der kleine Magier lachte, als er seine Partnerin in einer Kampfhaltung vor sich stehen sah. Kara hatte ihre rechte Hand auf den Schwertgriff gelegt, die Augen funkelten, in ihnen stand der Wille, etwas zu unternehmen.

»Wie denn?« fragte der kleine Magier. »Man hat uns das Refugium der flammenden Steine genommen. Das schaffte Arkonada, der den Würfel des Unheils an sich nahm. Die Mächte einer unvorstellbar grausamen Welt haben einen Zugang geschaffen. Daran solltest du immer denken. Wir stehen auf verlorenem Posten.«

»Laß uns um die Steine kämpfen?«

»Wir würden nicht gewinnen.«

»Und weshalb nicht?«

Myxin legte die Stirn in Falten. »Sie sind manipuliert worden. Finstere Mächte aus fernen Zeiten haben die Magie an sich gerissen, und es ist nicht nur Arkonada, dem dies gelang. Ich sehe das Zeichen

des blutigen Mondes genau, der Weg ist frei für die Schwarzblut-Vampire und deren Anführer Mandraka.«

Kara hatte den Namen zwar gehört, war Mandraka aber noch nie persönlich begegnet. »Hast du ihn jemals getroffen?« erkundigte sie sich bei ihrem Partner.

»Nein, nur aus der Ferne gesehen.«

Die Schöne aus dem Totenreich nahm wieder neben Myxin Platz.

Nebel wallten über den Boden. Sie stiegen über dem Wasser auf. Es war ein kleiner Bach, der das Gelände der *flaming stones* teilte und quellfrisches Wasser brachte. Auch die Steine konnten sie in der Dunkelheit sehen. Noch glühten sie nicht. Nach wie vor erhoben sie sich wie dicke, stumpfe Finger aus dem Boden. In der Dunkelheit schimmerten sie in einem metallischen Grau.

Vier waren es insgesamt. Sie bildeten ein Quadrat, dessen Inneres mit Magie gefüllt war, die durch Zeichen und Beschwörung geweckt werden konnte.

Das hatte Kara und Myxin sehr oft getan und sich somit in andere Zeiten und Dimensionen versetzt. In der letzten Zeit hatten sie allerdings davon Abstand genommen, denn mit schwarzmagisch manipulierten Steinen wollten sie nicht arbeiten.

»Und du weißt genau, daß die Schwarzblut-Vampire den Weg durch die Steine finden werden«, hakte Kara noch einmal nach.

»Damit rechne ich fest.«

»Dann verhindere es«, sprach sie beschwörend auf den kleinen Magier ein. »Verhindere es um Himmels willen. Es darf einfach nicht so weit kommen.«

»Was wäre denn so schlimm daran?«

Als Kara diese Frage ihres Partners vernahm, glaubte sie, sich zunächst verhört zu haben. Sie drehte den Kopf und schaute Myxin fragend und aus großen Augen an.

»Was sagst du da? Habe ich richtig verstanden?«

»Ja, du hast es.«

Sie breitete die Arme aus und ließ sie wieder fallen. Ihre Hände klatschten dabei auf die Oberschenkel. »Tut mir leid, aber das mußt du mir genauer erklären.«

»Wie du willst. Ich habe dir von diesen Vampiren erzählt. Wenn du richtig zugehört hast, wirst du auch gehört haben, daß die Vampire sich für Menschen überhaupt nicht interessieren. Ihnen kommt es auf das Blut der Dämonen an.«

»Ich verstehe«, unterbrach Kara ihren Partner. »Du meinst also, daß wir sie wirken lassen können.«

»So ungefähr. Sie werden auf diese Erde kommen und sich auf die Dämonen stürzen, die sie finden. Sie saugen ihnen das Blut aus, damit hätten wir Helfer.«

Kara war nachdenklich geworden. Sie nickte und sagte mit leiser Stimme: »Im Prinzip hast du recht, Myxin, nur wäre das für mich nicht die richtige Art. Wenn wir sie einmal auf der Erde haben, dann werden sie dort bleiben. Willst du das?«

»Wenn man sich mit ihnen arrangieren könnte…«

Kara wurde immer erstaunter. Sie öffnete ihre Augen weit. Myxin saß neben ihr, das Gesicht sehr ernst, und Kara stellte fest, daß seine letzte Bemerkung ernst gewesen war und nicht als Witz verstanden werden sollte. »So habe ich dich noch nie reden hören, Myxin. Das kann ich einfach nicht glauben.«

»Ich habe es nicht nur dahingesagt.«

»Dann willst du dich mit den Vampiren zusammentun?«

»Ich dachte daran.«

Kara war erschüttert. Sollte sie sich so sehr in dem kleinen Magier getäuscht haben? Sie blickte in sein schmales Profil. Er lächelte nicht, sondern hatte die Lippen fest zusammengekniffen und schaute aus schmalen Augen auf die vier Steine. Die Hände hatte er ineinander verkrampft. Die sonst grünliche Haut hatte einen leicht gräulichen Ton bekommen, und Kara hatte das Gefühl, nicht mehr Myxin, sondern ein Fremder würde neben ihr sitzen. »Denkst du eigentlich nicht mehr an früher? Du hast mir vor Minuten noch gesagt, wie sehr ihr verfeindet wart.«

»Richtig. Nur liegt dies lange zurück. Das war damals in Atlantis. Aber diesen Kontinent gibt es nicht mehr. Er ist tot, gestorben, weg, und nur seine Magie hat überlebt.«

»Um so schlimmer.«

»Waren wir nicht früher auch Feinde?« argumentierte der kleine Magier jetzt.

»Das stimmt…«

»Na los«, unterbrach Myxin seine Partnerin.

Kara schüttelte den Kopf. »Laß mich ausreden. Zwischen uns war es etwas anderes. Zudem hast du dich für eine Seite entschieden. Du bist kein Schwarzmagier mehr. Du kannst John Sinclairs Kreuz anfassen, du gehst mit Waffen um, die zur Weißen Magie gehören. Ich glaube nicht, daß die Schwarzblut-Vampire dich akzeptieren.«

»Ich werde es auf einen Versuch ankommen lassen.«

»Und wenn ich nicht mitspiele?«

Kara bekam nicht sofort die Antwort. Myxin schaute ihr ziemlich lange ins Gesicht. »Dann werde ich allein gehen.«

Mit dieser Antwort hatte er Kara getroffen. Sie erwiderte noch nichts und nickte nur heftig. »Ja«, hauchte sie schließlich und schaute ihren Partner dabei an. »Ja, das traue ich dir zu. Du bist wieder auf dem besten Weg.«

»Auf welchem?«

»Da fragst du noch? Muß ich dir das wirklich sagen, Myxin?«
»Es wäre besser.«
»Gut, du hast es nicht anders haben wollen. Deshalb sollst du meine Meinung hören. Du bist auf dem besten Weg, zurückzukehren. Wieder zu denen, mit denen du früher paktiert hast. Zu den Schwarzblütlern, den Magiern der dunklen Zeiten. Willst du wirklich zu einem Verräter werden, Myxin? Zu einem Verräter an der guten Sache und an uns allen, auch an unseren Freunden.«
»Nein, Kara…«
»Es tut mir leid, Myxin, aber so sehe ich es. Ich kann dir nicht glauben. Wenn du diesen Weg gehst, den du einschlagen willst, bist du in meinen Augen ein Verräter.« Kara hatte sehr bestimmend gesprochen, und Myxin verstand auch.
Allerdings gab er keine Antwort. Die beiden standen sich gegenber und schauten sich an.
Kara versenkte ihren Blick in die unergründlich scheinenden Augen des kleinen Magiers. Sie dachte daran, wie oft sie Myxin schon so angeschaut hatte, und sie hatte in seinen Augen stets eine Ehrlichkeit und Treue entdeckt, auf die sie sich hundertprozentig verlassen konnte. Das war nun anders.
Myxins Blick sagte ihr überhaupt nichts. Er war zwar nicht leer, aber sie fürchtete sich davor. Kara bekam Angst, daß Myxin sich tatsächlich auf dem falschen Weg befand.
»Überlege es dir«, sagte sie mit beschwörender Stimme. »Ich bitte dich. Es ist falsch, was du tust. Laß uns zusammenhalten, John Sinclair informieren und dann gemeinsam überlegen, was zu machen ist.«
»Ich habe mich entschlossen, Kara!«
»Dann willst du deinen Weg gehen?«
»Ja.«
»Für mich ist es der eines Verräters. Davon bringst du mich nicht ab, Myxin.«
»Vielleicht will ich es so.«
Kara war erstaunt. »Du willst ein Verräter werden?« hauchte sie mit erstickt klingender Stimme.
»Ja, das kann sein. Und ein Verräter muß entsprechend handeln, meine Liebe.«
»Wie soll ich das verstehen?« Kara rechnete wirklich nicht mit irgendeinem Angriff und wurde deshalb von Myxins Attacke völlig überrascht. Der kleine Magier sprang vor und schlug sofort zu.
Er traf Kara am Kinn. Sie fiel nach hinten, konnte sich auch nicht mehr fangen und prallte zu Boden.
Dort blieb sie benommen liegen.
Das allein hatte Myxin gewollt. Um seine Lippen zuckte ein

hinterlistiges Lächeln, als er an Kara herantrat, sich bückte und zielsicher den Griff des Schwertes fand.

Einen Augenblick später hielt er die Waffe in der Hand. Die goldene Klinge schimmerte ein wenig blaß in der Dunkelheit. Myxin schaute zum Mond hoch, sah ihn rot leuchten und stellte auch fest, daß sich die Steine verändert hatten.

Sie schimmerten in einem rötlichen Ton, der von Sekunde zu Sekunde intensiver wurde.

Man rief ihn.

Und Myxin ging. »Ich komme, Freunde«, sagte er, schaute wieder zum Mond hoch und betrat das Quadrat zwischen den vier Steinen, wo unsichtbar die Diagonalen gezogen waren, die allerdings einen ebenfalls roten Schein abgaben, als Myxin seine Magie einsetzte.

Er spürte das Kribbeln in seinem Körper, merkte die Kräfte, die an ihm zerrten und sprach eine alte Formel, die er schon als Schwarzmagier angewendet hatte.

Die Steine waren manipuliert worden. Sie spielten auch ihre Kräfte aus, wenn schwarzmagische Formeln auf sie einwirkten.

Myxins Körper begann zu zittern. Auch das Flimmern, das sich um seine Umrisse legte, hatte magische Bedeutung.

Und noch einmal rief der kleine Magier eine Formel aus dem alten Atlantis.

»Trogg il fertem. Gurdura mestet kan!«

Laut hatte er gerufen. So laut, daß selbst Kara sie hörte. Sie war nicht bewußtlos geworden, nur benommen. Sie hörte die Worte, und sie richtete sich stöhnend auf.

Kara wußte nicht sofort, wo sie sich befand. Sie brauchte einige Sekunden, um sich zurechtzufinden, und ihr Blick glitt auf die vier *flaming stones* zu.

Die Steine glühten.

Weshalb?

Kara stemmte sich auf die Knie. Sie spürte nicht die kalte Erde und achtete auch nicht auf ihre klammen Finger. Sie hatte allein nur Augen für Myxin, der innerhalb des Quadrats stand und dessen Konturen allmählich durchscheinend wurden.

Die Schöne aus dem Totenreich wußte genau, was das zu bedeuten hatte. Sie täuschte sich nicht.

Myxin verschwand lautlos, aufgesaugt und verschluckt von einer starken Magie.

Das letzte, was Kara noch wahrnahm, war ein goldenes Schimmern. Ausgehend von ihrem Schwert, das Myxin ihr geraubt hatte.

Dann war er verschwunden.

Verloren stand Kara in der Kälte und merkte nicht einmal, daß sie weinte…

***

Es war ein lautloses Feuer, das sie umschlossen hielt. Suko und Sir James hörten kein Fauchen der Flammen, sondern vernahmen exakt die Straßengeräusche.

Und dazu das Lachen des Satans. »Verzehren!« sagte der Teufel.

»Das Feuer wird auch verzehren. Viele Menschen haben schon im Höllenfeuer geschmort. Das ist wahr, es gibt das Feuer, über das schon so viel erzählt und geschrieben wurde. Ich kann es beherrschen, weil es mir…« Er verstummte, denn er hatte ein Geräusch vernommen.

Auch Sir James und Suko war dieses Geräusch nicht verborgen geblieben. Ein Wagen hatte hinter dem Bentley gestoppt. Durch die Heckscheibe fiel Scheinwerferlicht und vermischte sich mit dem tanzenden Schein der blassen Flammen.

Asmodis war für einen Moment unschlüssig. Er ließ den Flammenvorhang im Wagen und drehte sich um.

Die beiden Polizisten hatten ihr Auto verlassen. Sie waren ziemlich flott, und einer von ihnen riß bereits die Fondtür auf, weil er den Flammenschein gesehen hatte, während der andere wieder zurücklief und einen Löscher holte.

Die Tür flog förmlich auf, und der Teufel kam.

Innerhalb einer Sekunde schaffte er es, sich zu verwandeln. Plötzlich tauchte vor dem entsetzten Gesicht des Beamten das häßliche dreieckige Urgesicht des Satans auf. Die widerliche Fratze mit dem breiten Maul und dem Höllenlachen.

Der Beamte konnte sich überhaupt nicht so schnell fassen. Er wankte noch zurück, dann war der Teufel schon bei und über ihm.

Aus den Fingern lösten sich Blitze, die in den Körper des Beamten schlugen.

Der Mann krümmte sich. Er schrie laut.

Sein Kollege war längst alarmiert worden. Er hielt den Feuerlöscher in der Hand und tat etwas, das wohl noch nie ein Mensch vor ihm geleistet hatte.

Er griff Asmodis mit einem Löscher an.

Der Mann hatte ihn bereits entsichert, drückte den Griff nach unten, hielt das Löschgerät mit beiden Händen und hielt haargenau auf die flammenumkränzte Gestalt des Satans.

Der weiße Schaumstrahl zischte aus der Düse. Er wuchtete gegen den Teufel, hieb ihn zurück, der nicht wußte, was ihm geschah.

Selbst er verlor in diesen Augenblicken die Übersicht.

Der Polizist sah ihn fallen, er entdeckte auch seinen Kollegen am Boden und drehte sich dennoch dem Wagen zu, durch dessen offenstehende Fondtür der weiße Schaumstrahl in das Innere spritzte.

Die beiden Männer erreichte er ebenfalls. Suko bekam was mit, auch Sir James wurde gestreift, und der Polizist tat etwas Gutes. Er riß auch

die anderen Türen auf und mußte staunend mit ansehen, daß die Flammen nicht tanzten, sondern ruhig brannten.

»Nehmen Sie die Peitsche!« verlangte Suko mit rauher Stimme.

»Wo?«

»In meinem Gürtel.«

Der Polizist zögerte.

»Schnell, machen Sie!«

Irgendwie ahnte der Mann, daß es sehr wichtig war. Er ließ den Löscher fallen, dachte auch nicht darüber nach, daß die Menschen, die eigentlich hätten verbrannt sein müssen, noch lebten und bekam den Griff der Dämonenpeitsche zu fassen.

»Schlagen sie einen Kreis über den Boden!«

Der Beamte tat, was man von ihm verlangte. Er wunderte sich über nichts mehr, auch darüber nicht, daß aus der Öffnung plötzlich drei Riemen fuhren.

»Schlagen Sie in die Flammen!« befahl Suko.

Der Polizist tat es. Ein paarmal drosch er zu. Jedesmal, wenn die Peitschenriemen die Flammen berührten, entstanden kleine Blitze, die sich gegen die starr wirkenden Feuerzungen stellten und diese sogar vernichteten.

Das Feuer brach zusammen.

Drei Schläge hatten gereicht. Ein völlig normaler Wagen stand vor den Augen des Beamten.

Die Menschen waren normal, das Wageninnere ebenfalls. Nicht ein verbrannter Flecken war zu sehen. Unverletzt konnten die Männer aussteigen. Vor allen Dingen der Chinese war schnell wie der Blitz. Er stürmte mit gezogener Pistole aus dem Fahrzeug, während der ältere Mann sich langsamer bewegte, seinen Rock glatt zog und den Polizisten anschaute, der überhaupt nicht begriff, was er da geleistet hatte.

»Ich danke Ihnen«, sagte Sir James.

»Bitte, ich…«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

»Konstabler Waingrow.«

»Ich werde ihn mir merken!«

Der Polizist wurde rot. Er hatte in den letzten Sekunden erkannt, wer vor ihm stand. Diesen Mann kannte er zwar nicht persönlich, hatte ihn jedoch schon auf Bildern gesehen. »Sir, sind Sie nicht…?«

»Ja, ich bin Superintendent Powell.«

Waingrow erschrak. Seine Augen wurden groß, das Blut wich aus seinem Gesicht.

Sir James lächelte. »Sie haben uns das Leben gerettet, mein Lieber. Dafür danken wir Ihnen. Inspektor Suko?«

Der Chinese hatte die Verfolgung nicht mehr fortgeführt, weil

Asmodis verschwunden war. Jetzt stand Suko neben dem bewegungslos am Boden liegenden Polizisten.
»Ist der Mann tot?«
»Nein, Sir nur bewußtlos. Wir sollten trotzdem einen Arzt kommen lassen, er scheint schwere Verbrennungen zu haben.«
»Ja, tun Sie das.«
Suko ging zum Bentley tauchte hinein und entdeckte die Spuren des Kampfes.
Von dem Feuer sah er nichts mehr. Es hatte auch keine Reste hinterlassen, aber der Löschschaum hatte ein zweites Polster über das erste gelegt. Es schimmerte wie leicht angeschmutzter Schnee, mit einem gelblichen Ton.
Das Funkgerät funktionierte noch. Suko rief einen Krankenwagen herbei und gab die genaue Position durch. Dann gesellte er sich wieder zu Sir James.
»Asmodis ist verschwunden?« fragte der Superintendent.
»Weshalb?«
»Kann ich Ihnen auch nicht sagen, Sir.«
»Er hatte uns doch schon – oder?«
»So gut wie.«
»Sir, wenn ich etwas hinzufügen darf«, meldete sich der Beamte.
»Immer«, sagte Suko.
»Vielleicht hat ihn der Schaum vertrieben.«
Sir James und Suko lächelten. »Das wird es gewesen sein«, gaben beide zu, obwohl sich keiner von Ihnen vorstellen konnte, daß sich der Satan von einem Schaumstrahl wegjagen ließ. Es mußten andere Motive dahinterstecken.
Möglicherweise wollte er kein Aufsehen erregen, obwohl dem Teufel dies sonst nichts ausmachte, aber in dem Fall hier hatte er sich anders entschieden.
Weshalb?
Suko und sein Chef diskutierten über die Gründe. Sir James, der wieder einmal gut durchblickte, meinte: »Möglicherweise will er die große Sache nicht gefährden.«
»Die mit John?«
»Ja, so sehe ich es.«
Suko schüttelte den Kopf. »Mandraka und die Schwarzblut-Vampire. Darunter kann ich mir wirklich nichts vorstellen. Sie, Sir?«
»Nein, ich habe noch nichts davon gehört.«
»Wen könnten wir fragen?«
»Wir werden es zunächst auf technischem Gebiet versuchen. Das heißt, unsere Computer anzapfen.«
»Ja, das ist vorerst die einzige Chance.«
Scotland Yard besaß den Ruf, eine der besten Polizeiorganisationen

der Welt zu sein. Und diesem Namen mußte sie alle Ehre machen. Nicht nur Beamte wie Suko waren außergewöhnlich, auch die technischen Einrichtungen wurden stets auf den modernsten Stand gebracht. In der Datenbank lagerten unzählige Informationen aus aller Welt. Manch unscheinbare Dinge wurden gespeichert, die im ersten Augenblick wie Fehlinformationen aussahen, sich später aber als äußerst brisant herausgestellt hatten.

Deshalb waren Suko und Sir James nicht so pessimistisch, was den Begriff Mandraka anging.

»Und wenn wir im Computer nichts finden, müssen wir eben Sarah Goldwyn fragen«, schlug der Chinese vor.

Sir James verzog das Gesicht. »Die Horror-Oma?«

»Warum nicht?«

Der Superintendent hatte persönlich nichts gegen die alte Dame.

Er mochte nur nicht, wenn sie in brisanten Fällen mitmischte, das sollte sie lieber anderen überlassen, denn sie hatte schon des öfteren mit einem Bein im Grab gestanden.

Sir James brauchte nur an das Buch »Sieben Siegel der Magie« zu denken, da hätte es Lady Sarah auch fast um ein Haar erwischt.

Der Krankenwagen kam. Das Blaulicht zuckte und warf Kreise über die Fahrbahn.

Auch von den Beamten wurde Sir James erkannt. Der Superintendent sprach mit dem Arzt, während dieser Mann den Verletzten untersucht. »Er hat schwere Verbrennungen«, erklärte er.

»Lebensgefährliche?«

»Hoffentlich nicht. Jedenfalls ist er bewußtlos.« Der Arzt hob den Kopf und schaute Sir James durch die Gläser seiner Brille an. »Wie ist es denn dazu gekommen?«

»Kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Wirklich nicht?«

»Das heißt, ich will es nicht. Sie würden mir wahrscheinlich nicht glauben, Doc.«

»Ja, das kann sein.«

Sir James schaute nach Suko. Der Chinese war damit beschäftigt, den Wagen notdürftig zu reinigen. Er hatte ein Tuch gefunden und putzte die Vordersitze ab.

»Jetzt können Sie sich wieder setzen, Sir«, sagte er.

»Danke.« Der Superintendent stieg ein, nicht ohne sich vorher noch einmal bei dem Polizisten bedankt zu haben. Wenig später rollte der Silbergraue wieder los.

»Das war knapp«, sagte Suko.

»Und wie.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf, während er damit begann, den St. James Park zu umrunden. »Der Teufel scheint schwer in der Klemme

zu sitzen, wie man seinen Reaktionen entnehmen kann.«

»Aber wieso?«

»Das fragen Sie mich zuviel, Sir. Es sei, wir nehmen Mandraka als Maßstab.«

»Das müssen wir wohl.«

»Ich möchte nur gern wissen, wieso der Satan so stark in die Enge gekommen ist. Man müßte einen Streifzug durch andere Dimensionen und Dämonenreiche machen können, dann wüßten wir sicherlich wesentlich mehr. Seine Gegner scheinen sich zu formieren.«

»Wozu Sie die Großen Alten zählen.«

»Das stimmt, Sir.«

Sie hatten mittlerweile Westminster Abbey erreicht und konnten in die Victoria Street einbiegen, wo auch das Yard Building liegt. Sir James vertraute auf die Computer. »Die werden bestimmt etwas ausspucken!« erklärte er überzeugt.

Suko war nicht seiner Meinung, wollte sich dafür gern positiv überraschen lassen.

Eine Viertelstunde später hatte er den Wagen längst auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude abgestellt, und die beiden Männer befanden sich auf dem Weg in den »Bauch« des Baus, wo sich die Informations-Abteilung befand.

Die dort arbeitenden Beamten der Nachtschicht bekamen große Augen, als sie Sir James sahen.

Der Superintendent ließ sich sofort den Chef der Abteilung ans Telefon geben und zitierte ihn dann zu sich. Als der Mann kam, erklärte Sir James das Problem mit einem Wort.

»Mandraka!«

Der Informatiker zog die Augenbrauen zusammen. »Sir, was soll ich denn damit anfangen?«

»Sie nicht.« Sir James deutete auf die zahlreichen Geräte in dem vollklimatisierten Raum. »Ihre elektronischen Helfer sollen mir dabei zur Seite stehen.«

»Gut, Sir, wenn Sie es so wünschen.«

»Mandraka!« murmelte Suko, »bin gespannt, was wir über diesen Burschen herausfinden.« In einer kleinen Sitzgruppe hatten es sich die Männer bequem gemacht.

Auch Computer arbeiteten nicht mit Lichtgeschwindigkeit. Sie brauchten Zeit, um die Informationen, die der Mensch wünschte, auszuspucken. Und mit dem Wort Mandraka hatte der elektronische Helfer nur einen Begriff bekommen.

Etwa zehn Minuten dauerte es, da kehrte der Mann wieder zurück. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt, in der Hand trug er einige Meter beschriebenes Endlos-Papier.

»Und?« fragte Sir James.

Ein dritter Sessel war noch frei. In ihn ließ sich der Chef hineinfallen. Er schüttelte den Kopf, und die Falten auf seinem Gesicht verschwanden nicht.

»Es tut mir leid. Aber ich glaube, daß ich Ihnen nicht viel weiterhelfen kann.«

»Versuchen Sie es dennoch.«

»Also. Der Name Mandraka ist uns ein paarmal über den Weg gelaufen. Allerdings auch in etwas veränderter Form. Einmal als Mandrake…«

»Das war eine Comicfigur«, erklärte Suko.

»Korrekt. Dann gab es einen Zauberer, der sich so nannte und auf Jahrmärkten auftrat. Er ließ alle möglichen Gegenstände verschwinden, zum Schluß auch Menschen. Die Polizei in Frankreich entlarvte ihn schließlich als Kidnapper.«

»Vergessen Sie es«, sagte Sir James.

»Zudem sitzt der Mann«, erklärte der Informatiker und fuhr fort.

»Dann haben wir hier einen östlichen Geheimagenten namens Mandraka. Es war der Deckname eines Spions.«

»Wo hat er gearbeitet?« fragte Suko.

»Überall im Westen. Liegt allerdings schon einige Jahre zurück. Der Agent stammte aus Ungarn.«

»Und er lebt noch?«

»Von seinem Tod steht hier nichts.«

»Gut.« Sir James nickte. »Fahren Sie fort.«

»Das war alles, Sir.«

Jetzt legte der Superintendent die Stirn in Falten. Seine Zähne spielten mit den Lippen. »Haben Sie wirklich nichts mehr herausbekommen?« wollte er wissen.

»Nein.«

»Steht schlecht.« Sir James war überhaupt nicht zufrieden. Er hatte sich mehr versprochen.

»Da kann ich Ihnen leider nicht helfen, Sir«, erklärte der Computer-Chef. »Tut mir wirklich leid.«

»Schon gut.« Sir James erhob sich. Er bedankte sich für die Mühe und zog mit Suko im Schlepp ab.

Der Informatiker atmete auf. Er hatte es nicht gern, wenn ihm jemand dazwischenfunkte.

Sir James und Suko fuhren mit dem Lift hoch. »Was sagen Sie dazu?« fragte der Polizei-Offizier.

»Nichts, eigentlich.«

Sie konnten den Lift verlassen. »Auch nicht die Spur, die nach Ungarn führt?«

»Sie denken so, weil dort der Vampirglaube zum Teil noch besteht.«

»Genau.«

»Das ist möglich. Aber im Ostblock sind unsere Einsatzchancen sehr begrenzt. Nur Rumänien bildet da eine Ausnahme. Ich wüßte nicht, wo ich in Ungarn den Hebel ansetzen sollte.« Suko öffnete Sir James die Bürotür. »Bleibt uns nur noch die letzte Chance.«

»Sarah Goldwyn!« stöhnte Sir James.

Suko lachte. »Ich weiß überhaupt nicht, was Sie gegen die alte Dame haben.«

»Nichts, im Prinzip.«

»Dann ist es ja gut.«

»Ich möchte nur nicht, daß sie sich in Fälle einmischt, die sie nichts angehen.«

»Sie besitzt aber ein gutes Archiv.«

»Besser als unseres?«

»Nein, Sir, die beiden kann man nicht miteinander vergleichen. Das Archiv der Lady Sarah ist spezieller. Sie sammelt ja Informationen über das, was unsere Fälle berühren könnte. Sie besitzt eine Fülle von alten Büchern, sie hat Filme, sie hat…«

Das Telefon summte.

Beide Männer erschraken. Sie standen im Arbeitszimmer des Superintendenten, und Sir James war es auch, der den Hörer abnahm.

Er meldete sich. Suko hörte, wie er überrascht den Namen des Anrufers aussprach.

»Shao. Was kann ich für Sie tun?« Sir James hörte zu, nickte und reichte den Hörer an Suko weiter. »Für Sie.«

»Danke, Sir.« Der Chinese nahm den Hörer entgegen. »Ja, Shao, was ist denn?«

»Bei dir alles klar?«

»Weshalb nicht?« Suko runzelte die Stirn. Shaos Stimme klang irgendwie gepreßt und überhaupt nicht müde, wie es eigentlich für diese nachtschlafende Zeit zu erwarten gewesen wäre. Er begann, sich Sorgen um seine Partnerin zu machen.

»Ich habe Besuch, Suko. Du mußt sofort kommen.«

»Okay, und wer ist es?«

»Kara. Ich glaube, Suko, da ist einiges passiert.«

»Bin schon unterwegs«, erklärte der Chinese und legte den Hörer hart auf…

***

Zum erstenmal spürte ich, wie es ist, von einem Vampir gebissen zu werden. So etwas war mir noch nie widerfahren, und an mich hatte sich nicht nur ein Vampir herangemacht, sondern gleich zwei, die von verschiedenen Seiten ihre Zähne in meinen Hals hacken wollten.

Ich spürte rechts und links einen scharfen, ziehenden Schmerz auf der Haut und verkrampfte mich nach diesen beiden Bissen, die wie

einer wirkten, noch mehr.

Das Blut sprudelte aus den kleinen Wunden. Augenblicklich begann ein Schlürfen und Schmatzen. So widerlich nah an meinen Ohren, daß es bereits überlaut klang.

Ich hätte schreien können, aber ich unterdrückte das Gefühl und wartete darauf, daß diese Mattheit über mich kommen würde. So etwas sagte man den Opfern der Vampire zumeist nach.

Die beiden Vampire saugten, zogen und leckten. Mein Kopf wurde noch immer zu Boden gepreßt, andere hielten trotz der Ketten Arme und Beine fest, so daß ich überhaupt nichts unternehmen konnte, den beiden Saugern zu entgehen.

Plötzlich war alles anders.

Der Druck verschwand, und die beiden Vampire fuhren zur gleichen Zeit in die Höhe.

Dabei schrien sie, stießen abgehackte Laute aus und schüttelten ihre Köpfe. Das konnte ich deutlich sehen, denn sie engten mein Blickfeld nicht mehr ein.

Etwas hatte sie gestört.

Ich schaute nach oben. Druck verspürte ich keinen mehr auf mir.

Die Vampire überließen mich wieder den Ketten. Auch die beiden, die mich gebissen hatten, waren zurückgewichen. Dabei nur so weit, daß ich sie auch erkennen konnte.

Sie standen da und hatten ihre Gesichter verzogen. Die Mäuler waren in die Breite gerissen. Ein roter Saft umschmierte ihre Lippen.

Es war mein Blut.

Sie fauchten und stießen dabei seltsame, abgehackt klingende Schreie aus.

Was war nur los?

Ich wollte nicht mehr auf dem Rücken liegen und drückte meinen Körper vor, damit ich mich aufrecht setzen konnte. Während dieser Bewegung fiel es mir ein.

Diese Vampire waren nicht normal, falls man bei ihnen überhaupt von Normalität sprechen konnte. Ich sah das aus klassischer Sicht.

Vampire brauchten Blut, diese hier auch, aber die, mit denen ich es hier zu tun hatte, waren allein auf das Blut von Dämonen fixiert. Ich war kein Dämon, in meinen Adern floß normales Menschenblut, und das schien für die Vampire unverdaulich zu sein. Und nicht nur das. Sie ekelten sich sogar davor. Dies sah ich ihnen deutlich an.

Die übrigen fünf zeigten keinerlei Interesse an mir. Sie starrten nur ihre beiden Artgenossen an, die in grotesk anmutenden Bewegungen ihre Arme hoben und sich mit den Handrücken über die Mäuler fuhren, um das Blut abzuwischen.

Sie wollten keinen Tropfen mehr behalten. Das Menschenblut war für sie etwas Widerliches.

Ich aber lag hier angekettet am Boden und fragte mich, wie es weitergehen sollte.

Die Schwarzblut-Sauger mit den roten Gesichtern schienen es selbst nicht zu wissen. Sie standen zusammen, unterhielten sich. Ich verstand nichts, hörte nur zischende Laute, die aus ihren Mäulern drangen. Wahrscheinlich sprachen sie über mich.

Hin und wieder traf mich ein scheuer Blick. Mancher steckte auch voller Haß, denn die Blutsauger sahen sich um ein Opfer betrogen.

Sie hatten nicht mehr damit gerechnet, daß ein Mensch vor ihnen lag und kein Schwarzblütler.

Irgendwie verständlich, wie ich fand.

Sie schienen zu einem Entschluß gekommen zu sein, denn zwei von ihnen lösten sich aus der Gruppe und trafen auf mich zu.

Wollten sie es noch einmal versuchen?

Nein, daran konnte ich nicht glauben. Die ersten Bisse hatte ihnen gereicht.

Die Vampire hatten etwas anderes vor. Während ich an meinem Hals noch das leichte Ziehen der Bisse verspürte, blieben sie vor mir stehen und bückten sich.

Im nächsten Augenblick tasteten abermals die Hände über meinen Körper. Sie durchsuchten mich, und jetzt wußte ich auch, was sie wollten. Mich kurzerhand entwaffnen.

Die Schwarzblut-Vampire wurden fündig. Sie fanden zuerst die Beretta. Die Waffe zogen sie aus der Halfter. Einer schaute sie an, blickte auf mich, dann wieder auf die Pistole und schüttelte seinen Schädel mit dem roten Gesicht.

Anscheinend konnten sie damit nichts anfangen.

Der andere suchte weiter. Er fand den Dolch, riß ihn hervor, hielt ihn hoch und verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. Die Stichwaffe war ihnen bekannter, damit konnten sie schon etwas anfangen, und der Vampir drehte die Klinge herum, so daß die Spitze auf mich wies. Für einen schrecklich langen Moment bekam ich Todesangst, denn ich hatte das Gefühl, als wollte mir der Vampir meinen eigenen Dolch in den Körper rammen.

Er überlegte es sich anders und ließ den Dolch wieder verschwinden. Ich atmete auf.

Sein Artgenosse suchte weiter.

Seine flinken Finger glitten über meinen Körper. Er gelangte auch dort hin, wo sich unter dem Stoff des Pullovers etwas abzeichnete.

Mein Kreuz!

Jetzt war ich gespannt. Bisher hatte das Kreuz ja nicht eingegriffen.

Normalerweise konnte es von Vampiren nicht berührt werden. Es vernichtete diese Blutsauger, denn das Kreuz war bekanntlich das klassische Abwehrmittel gegen Vampire.

Auch der Schwarzblut-Vampir zögerte. Seine tastenden Hände lösten sich von meinem Körper und zuckten heftig zurück. Aus seinem offenen Maul drangen seltsame Laute, schon mit einem erstaunten Ächzen zu vergleichen, und er schüttelte seinen Schädel.

Dann drehte er sich.

Die anderen sechs starrten ihn an.

Der Vampir sprach Worte, die ich nicht verstand. Sie drangen kehlig aus seinem Mund, schon mit Urlauten zu vergleichen, aber er wurde von seinen Artgenossen verstanden.

Sie schauten mich an, hoben die Schultern, wirkten unschlüssig, und einer von ihnen deutete in die Ferne.

Die anderen nickten.

Dies bewies mir, daß die Blutsauger endlich einen Plan gefaßt hatten. Und der drehte sich um mich. Was mit mir geschehen sollte, wußte ich nicht, ich hoffte nur, daß ich endlich von den verdammten Ketten befreit wurde.

Die Schwarzblut-Vampire kreisten mich ein. Sie senkten ihre Köpfe und schauten sich die Ketten an.

Einer von ihnen griff nach der Manschette, die mein linkes Handgelenk umschloß. Einen Schlüssel brauchte er nicht. Durch einen Hebeldruck sprangen die beiden Hälften auseinander. Dies geschah sehr plötzlich. Ich rechnete nicht so rasch damit, konnte den Arm nicht in der Lage halten, so daß er zu Boden fiel und ich mir hart mein Gelenk stieß. Den Schmerz unterdrückte ich, denn ich war endlich zum Teil befreit und konnte tief durchatmen.

Auch die anderen Manschetten stellten für die Schwarzblut-Vampire kein Problem da. Sie lösten sie geschickt und bedeuteten mir auf die Füße zu kommen.

Das war leichter befohlen, als getan. Ich hatte große Mühe, mich in die Höhe zu stemmen. Mein Kreislauf war durch die lange Fesselung so ziemlich aus dem Rhythmus geraten, und ich kroch erst einmal ein paar Yards zur Seite.

Dann erhob ich mich.

Es war schwer genug, auf den Füßen zu bleiben. Schwindel packte mich, für einen Moment drehte sich alles vor meinen Augen, aber ich hatte Ehrgeiz und blieb stehen.

Die Beretta und den Dolch besaßen meine Gegner. Das Kreuz hatten sie mir gelassen. Vielleicht bekam ich noch Gelegenheit, es voll einzusetzen.

Meine körperliche Konstitution machte sich bemerkbar. Die Folgen der Fesselung überwand ich rasch, aber zu neuen Taten war ich noch längst nicht bereit.

Darum sollten sich erst einmal andere kümmern, denn ich spielte hier den Statisten, während die Vampire sich in dieser Dimension

bestimmt gut auskannten.

Zwei Vampire verschwanden. Fünf blieben zurück und ließen mich nicht aus den Augen. Ich versuchte, in ihren Blicken zu lesen.

Wie standen sie mir gegenüber? Waren sie sehr feindlich gesonnen, oder konnte ich, ein normaler Mensch ohne schwarzes Blut, mit ihnen paktieren. Das wäre natürlich stark gewesen, aber ich durfte nicht vergessen, daß es sich auch bei ihnen um Dämonen, um Feinde, handelte.

Die Pupillen wirkten kalt, völlig ausdruckslos. Ich konnte nicht erkennen, was sich hinter den Stirnen der Blutsauger alles abspielte.

Wenn sie ihrem Urtrieb nachgingen, würden sie sich auf die Jagd nach Schwarzblütlern begeben, und da konnte ich ihnen sicherlich zur Seite stehen und auch helfen.

Die beiden anderen Blutsauger kehrten zurück. Sie hatten von irgendwoher einen Gegenstand geholt, den sie zwischen sich trugen.

Ich konnte ihn erst erkennen, als sie näherkamen.

Mein Herzschlag wollte stocken. Was die Vampire da geholt hatten, war ein pechschwarzer, offener Sarg. Jetzt wußte ich, welchen Platz sie für mich vorgesehen hatten.

Ich konnte nicht gerade behaupten, daß es mir Freude machte, in die offene Totenkiste zu schauen, aber dagegen angehen konnte ich auch nicht. Wenigstens in dieser Hinsicht verließen sich die Blutsauger auf die klassische Art der Vampire, denn die alten Blutsauger übernachteten zumeist in schwarzen Särgen.

Dann hörte ich ein Wort, auf das ich schon lange gewartet hatte.

Einer der Vampire sprach es aus.

»Mandraka!«

Ich zuckte zusammen. Sollte ich, John Sinclair, zu Mandraka gebracht werden? Eigentlich lag es auf der Hand, und ich verstand auch die folgenden Gesten.

Man bedeutete mir, in den Sarg zu steigen, den die beiden Träger inzwischen abgesetzt hatten.

Ich stieg ein.

Für einen Moment überkam mich die Furcht, daß man noch einen Deckel auf das Unterteil setzen wollte. Dies geschah zum Glück nicht. Die Schwarzblut-Vampire wollten mich in der offenen Totenkiste transportieren.

Zu viert hoben sie den Sarg an, schaukelten ihn und setzten sich in Bewegung.

Ich tat nichts, blieb stumm und starr wie ein Toter liegen und wartete auf das Ziel dieser Reise…

***

Shao hatte ihren Partner bereits gehört, als er aus dem Lift stieg und

den Gang entlangeilte.

Sie öffnete die Tür.

Suko blieb stehen. Shao sah zwar blaß aus, dennoch zeichneten sich auf ihren Wangen rote Flecken der Hektik ab.

»Was ist geschehen?« fragte Suko.

»Komm erst einmal rein.«

Der Chinese strich seiner dunkelhaarigen Partnerin, die über ihr Nachthemd einen Morgenrock geworfen hatte, über den Kopf und drückte sich an ihr vorbei. Mit raschen Schritten hatte er die Diele durchquert und betrat das Wohnzimmer.

Dort wartete Kara.

Sie saß in einem Sessel, richtete ihre großen, dunklen Augen auf die Tür und sah noch blasser aus als sonst, daran änderte auch der weiche Lichtschein nichts.

»Ich grüße dich«, sagte Suko und nahm Karas schmale Hände zwischen die seinen. Wer ihre Hände so sah, hätte es nicht für möglich gehalten, daß Kara so perfekt mit einem Schwert kämpfen konnte.

Und bei dem Wort Schwert hakte es bei Suko ein.

Er vermißte die goldene Klinge, nahm es nur zur Kenntnis und sprach darüber nicht. Auch nicht davon, daß er Myxin nicht in der Wohnung sah, denn normalerweise gehörten Kara und Myxin zusammen wie das Salz und die Suppe.

Shao kam und drückte die Tür zu. »Möchtest du etwas trinken?« fragte sie ihren Partner.

»Nein, jetzt nicht.« Suko schaute Kara an. »Wie ich dich kenne, hast du Sorgen.«

»Das stimmt«, erwiderte sie mit leiser Stimme.

»Und worum geht es?«

»Es gibt zwei Probleme. Eigentlich drei, wenn ich die Steine mit hinzuzähle.«

»Welche sind das?«

»Die Schwarzblut-Vampire, Myxin und die Steine…«

Schon bei dem ersten Wort war Suko, der sich sonst immer gut unter Kontrolle hatte, zusammengezuckt. Das war doch nicht möglich, das konnte es nicht geben.

»Mandraka?« fragte er.

Jetzt wunderte sich Kara. Sie winkelte die Arme an. Ihre bleichen Finger umkrampften die Sessellehne. »Du kennst ihn?«

»Nein, ich hörte nur von ihm.«

»Wann?«

»Vielleicht vor einer Stunde. Asmodis besuchte uns und berichtete von Mandraka. Der Teufel hat übrigens John Sinclair entführen lassen, damit er gegen die Schwarzblut-Vampire kämpft. Das jedenfalls nehmen wir stark an.«

Shao bewies ihre Überraschung durch einen leisen Schrei. »John entführt?«

Suko drehte sich kurz um. »Ja, aber das ist jetzt nicht mehr wichtig. Wir müssen mehr über Mandraka wissen. Kara, bitte, sag uns alles, was du weißt!« Suko schaute die Schöne aus dem Totenreich beschwörend an, und Kara nickte.

»Ich werde euch alles berichten. Es klingt unglaublich, aber es ist eine Tatsache.«

In den nächsten Minuten hörten Suko und seine Partnerin schweigend zu. Es war unwahrscheinlich, was Kara erzählte, und mehr als einmal schüttelten sie die Köpfe.

»Sogar das Schwert hat mir Myxin abgenommen«, erklärte Kara.

»Ich verstehe es nicht.«

»Was ist nur mit ihm los?« fragte Suko.

Ruckartig hob Kara den Kopf. »Was mit ihm los ist?« Ihre Stimme klang plötzlich hart und spröde. »Das kann ich dir genau sagen, mein lieber Suko. Myxin ist zum Verräter geworden!«

Da standen die Worte im Raum. Suko und Shao wurden bleich. Sie schauten auf Kara, deren Gesicht maskenhaft starr wirkte. Es war ihr anzusehen, daß sie nichts von dieser schweren Anklage zurücknehmen würde. Es blieb dabei. Für sie war Myxin ein Verräter.

»Hast du dich da nicht ein wenig übernommen?« fragte Shao leise. »Oder siehst du zu schwarz?«

»Nein!« Entschieden schüttelte die Frau den Kopf. »Das sehe ich auf keinen Fall. Myxin hat mir mein Schwert entrissen, er nahm es mit auf seine Reise, von der ich nicht weiß, wohin sie führen soll. Tut mir wirklich leid.«

»Er will auf jeden Fall mit den Schwarzblut-Vampiren Kontakt aufnehmen«, folgerte Suko.

Dagegen hatte Kara nichts.

»Und da trifft er auf John Sinclair«, sagte Shao.

»Auch das kann passieren, falls der Teufel so reagiert hat, wie wir es meinen«, pflichtete Suko ihr bei.

»Wobei sich John und Myxin als Feinde gegenüberstünden«, erklärte Kara.

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, du siehst das zu eng, Kara. Myxin und John haben sich prächtig verstanden. Sie…«

»Vergiß nie, daß Myxin ein Schwarzmagier ist. Er gehört nicht zu den Menschen«, sagte Kara und beugte sich vor. »Er hat mir mein Schwert genommen. Und er wird keine Chance mehr gesehen haben, den Kampf fortzusetzen. Deshalb schlägt er sich wieder auf die andere Seite. Es hängt alles mit den flammenden Steinen zusammen. Seit Arkonada es schaffte, sie zu manipulieren, ist auch der Weg für andere Dämonen frei. Und zwar über die Steine. Sie wirken gewissermaßen

als Katalysator. Dämonen aus anderen Welten und anderen Zeiten haben endlich einen leichten Weg gefunden. Das wußte Myxin. Er war in den letzten Wochen völlig inaktiv, hat nur gesessen und gegrübelt. Er dachte darüber nach, was noch alles werden sollte und schaffte es trotz allem nicht. Er sah keinen Ausweg, keine Lösung…«

»Weshalb hat er sich nicht an uns gewandt?« fragte Suko.

»Das ließ sein Stolz nicht zu.«

»Und du?«

»Ich?« Kara lachte. »Was glaubst du, Suko, wie oft ich gepredigt habe. Ich habe auf ihn eingeredet wie eine Mutter auf ihr bockiges Kind. Es hat nichts genutzt. Myxin wollte von alledem nichts wissen. Er wurde ein anderer. Redete kaum mit mir, starrte stundenlang auf die Steine, und wenn er etwas sagte, war es negativ.«

Suko holte tief Luft und runzelte die Stirn. Er wischte über seine Augen, ballte die Hand zur Faust und wußte nicht, ob er Kara glauben sollte.

»Meinst du denn, daß er die Lösung, wieder auf die andere Seite zu gehen, tatsächlich akzeptiert?« wollte Shao wissen.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Er hat aber nichts angedeutet. Vorher, meine ich!«

»Ja, er sprach von den Schwarzblut-Vampiren und von Mandraka, diesem Obervampir. Er kannte ihn aus dem alten Atlantis. Dort haben sie sich befehdet. Da standen praktisch alle Schwarzblütler gegen Mandraka, weil er sich schon damals von ihrem Blut ernährte. Er wurde gejagt, man setzte gewissermaßen ein Kopfgeld aus, eine Prämie, aber es hat nichts genutzt. Mandraka überlebte. Er hat nun einen Weg gefunden, auch auf die Erde zu gelangen.«

»Ist er denn schon hier?« fragte Suko.

»Das glaube ich nicht. Dann hätte Myxin ja nicht die Magie der Steine als Transportmittel in andere Dimensionen zu benutzen brauchen.«

Da hatte Kara recht.

Wie Suko und Shao es auch drehten und wendeten, sie wußten ebenfalls keine Lösung.

»Was machen wir?« fragte Shao und schaute Kara dabei an, die beide Arme hob.

»Mich darfst du das nicht fragen. Ich bin meiner einzigen Waffe beraubt worden.«

»Wie kamst du denn her?«

»Die Magie der Steine sorgte dafür. Ich brauche für Reisen innerhalb dieser Dimension mein Schwert nicht.«

Das war also klar. In den Augen der Anwesenden stand die Frage, wie es weitergehen sollte, wie festgeschrieben. Niemand wußte so recht Bescheid, keiner machte einen Vorschlag.

»Ich bin euch ohne Waffe keine große Hilfe«, erklärte Kara. »Deshalb müßt ihr allein zurechtkommen.«

Suko schielte Kara an. »Daran glaubst du wohl selbst nicht. Ohne dich können wir gar nichts unternehmen.«

»Aber was soll ich tun?«

»Nachschauen. Zu den Steinen gehen. Die dort lauernde Magie richtig ausnutzen.«

Kara schüttelte den Kopf. »Nein, das geht nicht, Suko. Tut mir leid. Wir müssen warten.«

»Und worauf?«

»Darauf, daß sich die Schwarzblut-Vampire entschließen, der Erde einen Besuch abzustatten.«

»Die Welt ist groß«, sagte Suko.

»Das weiß ich selbst.«

»Waren die Schwarzblut-Vampire denn schon einmal auf dieser Erde?« wollte Suko wissen. »Vielleicht haben sie Spuren hinterlassen, die verschüttet wurden und noch aufgenommen werden können.«

»Kann sein.«

»Denke doch nach!« sagte der Chinese eindringlich. »Was ist mit Atlantis gewesen? Der Kontinent versank, aber Teile von ihm existieren heute noch. Wenn auch in anderen Dimensionen. Ich denke da an die Leichenstadt. Sie war ja auch ein Teil des versunkenen Kontinents.«

»Du findest sie nicht auf der Erde.«

»Das weiß ich selbst. Aber Kara, als Atlantis existierte, gab es noch andere Teile der Welt. Europa existierte schon. Wenn auch nicht genau in den Maßen wie jetzt, aber immerhin. Daran solltest du denken. Vielleicht sind die Schwarzblut-Vampire gewandert und haben ein Erbe hinterlassen, das wir nur zu finden brauchen.«

»Da hätte dir Myxin besser Auskunft geben können.«

Suko stöhnte auf. »Das weiß ich selbst. Die Frage ist nur, wie können wir ihn erreichen?«

»Überhaupt nicht. Der Kontakt zu ihm ist abgebrochen. Er wird seinen Weg gehen, ich den meinen. Myxin ist zum Verräter geworden. Geht das nicht in eure Köpfe?«

»Ich will es nicht glauben. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß er bei uns nur geschauspielert hat.«

»Das hat er auch nicht«, widersprach Kara. »Aber die Zerstörung der Steine hat ihn in diese tiefen Depressionen fallen lassen.«

»Noch stehen sie.«

»Mit dem Wort Zerstörung meine ich auch etwas anderes. Das Offnen für die Schwarze Magie.«

»Dann müssen wir eben mit den gleichen Waffen kämpfen«, sagte Suko. »Und das geht nur über die flammenden Steine. Vielleicht

gelingt es mir, mit Myxin Kontakt aufzunehmen. Schließlich haben John und ich schon in den Steinen gesteckt. Erinnere dich. Als Gefangene, und du befandest dich in Arkonadas Gewalt.«

»Ja, das war schlimm, denn damit hat alles begonnen.« Kara hob die Schultern, als würde sie frieren.

»Für mich kommen nur die Steine in Betracht«, sagte Suko und schaute Kara scharf an. »Schaff uns hin!«

Die schöne aus dem Totenreich schüttelte den Kopf!

***

Er spürte, wie fremde Kräfte nach ihm griffen und die Umgebung völlig verblaßte. Zuletzt sah er seine Kara am Boden. Sie war dabei, sich aufzurichten, und ein kaltes Lächeln zuckte noch einmal über Myxins Lippen. Es wirkte wie das Lächeln eines Abschieds.

Eines Abschieds für immer…

Myxin hatte sich entschlossen, den Weg zu gehen. Zuviel war geschehen. Er sah ein, daß er sich nicht gegen die stemmen konnte, zu denen er einmal gehört hatte. Sie waren einfach zu stark für ihn. Atlantis war versunken, doch die schwarzmagischen Kräfte dieses Kontinents hatten die Reise nicht mitgemacht. Ihnen war es gelungen, sich rechtzeitig zu retten und in andere Dimensionen zu fliehen, wo sie sich innerhalb von 10.000 Jahren regenerieren konnten, um nun zurückzuschlagen. Es lag auf der Hand, daß sie auf Widerstand stoßen würden, denn Asmodis, der Höllenherrscher, würde seine erreichten Positionen nicht so einfach aufgeben. Bisher war er von den Menschen gehaßt, gefürchtet oder verachtet worden. Das alles hatte er sich in den verflossenen 10.000 Jahren aufbauen können, und der Teufel würde es sich auf keinen Fall nehmen lassen.

Myxin wußte nicht genau, wo er landen würde. Er hatte sich nur auf die Magie konzentriert, die innerhalb der Steine zu spüren gewesen war. Doch das rote Leuchten des Mondes hatte ihm bewiesen, daß die Magie der Schwarzblut-Vampire es geschafft hatte, den Ring zu durchbrechen. Er würde zu ihnen stoßen.

Angst hatte er nicht vor ihnen. Myxin war sich seiner Sache völlig sicher. Er gehörte von seinem Innern her nicht mehr zu den Schwarzblütlern, also wollten sie auch nicht sein Blut. Falls sie angriffen, konnte er sich ihnen entgegenstellen, denn seine Kräfte waren mittlerweile wieder stark genug geworden. Zudem besaß er noch das Schwert mit der goldenen Klinge. Damit konnte er irgendwelchen Angreifern schwerwiegende Verluste beibringen.

Die Reise gab ihm auch innerlich Auftrieb. Er hatte das Gefühl, von einem unsichtbaren Strahl geleitet zu werden, hinein in ein Land und eine Region die auf ihn wartete.

Kontakt!

Auf einmal fühlte Myxin festen Boden unter den Füßen. Er konnte sich bewegen, nichts mehr engte ihn ein, und es gelang ihm, freie Sicht zu bekommen.

Er schaute in ein düsteres Land.

Es war bergig, weit und besaß einen normalen Pflanzenwuchs.

Wenigstens auf den ersten Blick. Auch hier stand ein Mond am düsteren Himmel, und er glühte wie ein kreisrunder Blutfleck.

Für den kleinen Magier ein Beweis, daß er tatsächlich sein Ziel erreicht hatte. Er befand sich jetzt bei den Schwarzblut-Vampiren, die nur unter diesem roten Mond existieren, falls sie sich nicht direkt auf der Erde befanden.

Das Land schien menschen- und dämonenleer zu sein. So sehr Myxin auch schaute, er sah keine Bewegung. Weder von einem Menschen noch von einem Tier. Das Areal vor ihm schien erstarrt zu sein.

Myxin, der kleine Magier, legte seine Hand auf den Schwertgriff, bevor er ging. Er wollte dieses Land erkunden, und er würde auf die Schwarzblut-Vampire treffen, dessen war er sicher.

Vor ihm neigte sich das Gelände. Ein weicher Untergrund, mit Gras bewachsen, lag vor ihm und führte in eine kleine Talmulde hinein, in der er einen Schatten sah.

Noch konnte der kleine Magier nicht erkennen, um was es sich bei dem Schatten handelte. Das dunkelgraue Zwielicht nahm ihm die Sicht. Die Luft war klar. Ein wenig kalt und mit der einer anderen Dimension nicht zu vergleichen, denn dort herrschte zumeist eine schwülwarme, stickige Luft vor. Myxin war auf der Hut. Bevor er einen Schritt setzte, schaute er sich vorsichtig um.

Nach rechts und links glitt sein Blick. Er achtete auf Bewegungen, suchte nach Feinden und war überrascht, daß er nichts, aber auch gar nichts entdeckte.

Ein Ziel hatte er.

Es war der dunkle Fleck oder Gegenstand inmitten der kleinen Talmulde. Ihn wollte Myxin erreichen. Links davon sah er seltsame Steine, so etwas wie einen Wald dazwischen und auch einen Weg, der den dunklen Untergrund durchschnitt und heller wirkte als dieser.

Myxin konnte besser sehen, je mehr die Entfernung zwischen ihm und dem dunklen Gegenstand zusammenschmolz. Er glaubte, seinen Augen nicht zu trauen, als er erkannte, was in der Talmulde auf ihn wartete.

Es war ein Haus!

Ein völlig normales Haus, wie es Menschen errichteten, und keine Dämonenhöhle.

Der kleine Magier zeigte sich so überrascht, daß er stehenblieb.

Dieses Haus hatten Menschen erbaut, demnach befand er sich noch auf der Erde.

Irgendwie war Myxin froh, nicht in einer anderen Dimension oder der Vergangenheit gelandet zu sein. Auf der Erde hatte er die letzten Jahre verbracht, da fühlte er sich wohler als vor 10.000 Jahren.

Und so näherte er sich dem Haus. Je stärker die Distanz schrumpfte, um so deutlicher erkannte Myxin, daß es sich bei dem Gebäude nur mehr um eine windschiefe Hütte handelte. Zwar ziemlich hoch gebaut, sogar über zwei Etagen, aber die Wände standen schief, und auch das Dach war nicht mehr ganz. An einer Seite klaffte ein Loch.

Sogar ein Stück Mauerwerk fehlte. Es war ebenso herabgefallen wie die Ziegel und ein Teil des Gebälks.

Myxin war der Meinung, daß man dieses Haus nicht bewohnen konnte. Aber dort hatte sicherlich mal jemand gewohnt, und irgendwie mußte dieser jemand auch mit den Schwarzblut-Vampiren zu tun gehabt haben, sonst hätte die magische Entladung den kleinen Magier nicht in diese Gegend transportiert.

Myxin umrundete die Mauerreste, die seitlich und vor dem Haus lagen, denn er suchte nach einem Eingang.

Erst jetzt sah er die kahlen Bäume, die neben dem Haus standen.

Auf den dunklen Ästen und Zweigen hockten schwarze Vögel, die ihre Köpfe gesenkt hielten und auf den Magier schauten.

Myxin gönnte ihnen nur einen kurzen Blick. Er stellte fest, daß es normale Vögel waren und keine verwandelten Dämonen. Der kleine Magier tippte auf Krähen oder Raben.

Vor diesen Tieren brauchte er sich nicht zu fürchten. So ging er weiter und blieb erst vor dem Eingang des alten Hauses stehen. Eine Tür gab es nicht. Der Wind konnte durch das hohe, rechteckige Loch pfeifen, hinter dem die Dunkelheit lag.

Sie lauerte dort, und Myxin strengte seine Sinne an. Er tastete, er suchte nach einer Gefahr, und er traf auch auf Widerstand, denn dieses Haus, so verfallen es auch äußerlich wirkte, beherbergte im Innern eine nicht zu erfassende Gefahr.

Da war etwas…

Ein Mensch wäre vielleicht weggelaufen, allein weil ihm das Gebäude so unheimlich vorgekommen wäre, aber Myxin witterte, daß im Dunkel etwas auf ihn wartete.

Waren es die Schwarzblut-Vampire? Für Myxin gab es daran keinen Zweifel. Obwohl er sie nicht direkt als seine Feinde bezeichnete, war er dennoch vorsichtig, als er einen Schritt in Richtung Tür ging.

Dabei zog er das Schwert mit der goldenen Klinge.

Myxin hielt den Griff fest umklammert. Er hatte mit diesem Schwert eigentlich noch nie gekämpft, höchstens ein wenig geübt, wenn Kara ihm die Handhabung beibrachte, aber er war sicher, daß er sich einiger Angreifer erwehren konnte.

Und so betrat er das Haus.

Gespannt waren seine Sinne. Er lauerte, die Augen leicht zusammengekniffen, und nichts erhellte die Dunkelheit. Es gab kein Licht, keinen helleren Schein, nur die Fensteröffnungen waren zu sehen.

Geometrisch abgezirkeltes Grau inmitten der Mauern.

Der Wind strich über seinen Kopf. Myxin glaubte, eine alte Treppe zu sehen. Sie führte in die Höhe, aber sie wollte er nicht benutzen, denn sie sah ihm zu baufällig aus.

Deshalb wandte er sich nach rechts.

Seine Augen hatten sich mittlerweile an das herrschende Licht gewöhnt. So glaubte er, die Umrisse einer Tür zu sehen. Und nicht nur das. Unter der Tür fiel ein Streifen her.

Ein wenig heller als das Grau und leicht rötlich schimmernd. Hinter der Tür mußte Licht brennen. Zumindest eine Kerze.

Myxin war nicht den Weg gegangen, um jetzt einen Rückzieher zu machen. Er wollte wissen, wer oder was hinter der Tür lauerte.

Einen kleinen Schritt trat er noch vor und schaute genau links an den Türrand, wo Futter und Blatt einen Winkel bildeten. Dort fiel ein schmaler Streifen nach draußen.

Myxin wußte Bescheid. Die Tür war nicht verschlossen. Knapp war das Lächeln, das über sein Gesicht huschte. In Sekundenschnelle hatte er einen Plan gefaßt, hob sein rechtes Bein und rammte es wuchtig vor.

Der Fuß traf.

Die Tür flog nach innen, prallte gegen die Wand, wurde zurückgestoßen und von Myxins Fuß wieder abgefangen, als er über die Schwelle sprang.

Er starrte in ein rötliches Licht. Aber nicht nur dort hinein. In seinem Zentrum hockte eine Gestalt.

Der Teufel!

***

Für die Länge eines Atemzuges rührte sich Myxin nicht. Dann hatte er die Überraschung verdaut, die ihm der Anblick des Höllenfürsten bereitet hatte. Ihn konnte auch das Gelächter nicht mehr schrecken, das ihm Asmodis entgegenschickte. Myxin war sich seiner Sache sicher, denn er vertraute auf seine Wandlung.

So blieb er stehen, den rechten Arm vorgestreckt, dessen Verlängerung das Schwert bildete.

Das rote Feuer, das den Teufel umgab und anleuchtete, erreichte mit seinem Widerschein auch die blanke Goldklinge und legte blitzende Reflexe auf das Metall.

Der Satan sonnte sich in seinem Triumph. Er sah, daß Myxin mit ihm nicht gerechnet hatte und winkte mit seiner Klaue. »Komm ruhig

näher, Magier, du bist mir gerade richtig eingetroffen.«

Myxins Blicke glitten über die Gestalt des Satans. Asmodis hockte auf einem Stuhl. Er war nicht nur flammenumkränzt, im gleichen Rot leuchtete auch seine Kleidung, die sehr eng den Körper umspannte. Sie wirkte schon wie ein Trikot. Häßlich wie immer war das Gesicht mit seiner dreieckigen Form, den erbarmungslosen Augen und den beiden krummen Hörnern, die aus der Stirn wuchsen.

Fellartige Haare bedeckten die Haut, und der Teufel kicherte wieder.

»Herzlich willkommen!«

»Bei dir nie!« erwiderte Myxin. Er hatte beschlossen, vor dem Höllenfürsten keine Angst zu haben.

Satan lachte. »Ich denke, du bist freiwillig hergekommen. Wolltest du mich nicht begrüßen?«

»Nein!«

»Wen dann?«

Myxin wollte sich von Asmodis nicht auf den Arm nehmen lassen und erwiderte: »Ich glaube, daß wir beide wohl auf den oder die gleichen warten, nicht wahr?«

»Meinst du die Schwarzblut-Vampire?« erkundigte sich Asmodis lauernd.

»So ist es.«

»Gut gefolgert. Aber woher willst du wissen, daß sie sich hier befinden, Myxin?«

»Ich bin ihren Spuren nachgegangen.«

»Sie haben keine hinterlassen!«

»Für mich schon!«

Satan wurde ein wenig unsicher. Am Zucken seines Gesichts deutlich abzulesen. »Welche Spuren?« wollte er wissen.

»Für mich reichten sie.«

»Gut.« Asmodis winkte ab. »Und ich dachte, du würdest auf einen anderen warten, der sich auch in der Nähe befindet.«

»Wer ist es?«

»Kennst du deine Freunde nicht mehr?«

»Nein.«

Asmodis verstand den Hintergrund dieser Antwort nicht, deshalb sagte er dem kleinen Magier die Wahrheit. »John Sinclair wird herkommen. Freut dich das nicht?«

»Der Geisterjäger?« Das rutschte Myxin einfach so heraus, und Asmodis wunderte sich.

»Wieso sagst du das? Kennst du noch einen Sinclair?«

»Nein. Außerdem interessiert er mich nicht. Ich will zu den Schwarzblut-Vampiren.«

Der Satan überhörte die letzten Worte kurzerhand. »Wieso interessiert dich der Geisterjäger nicht mehr?«

»Weil ich meinen eigenen Weg gehe.«
»Du allein?«
»Ja.«
Asmodis stieß ein meckerndes Lachen aus. »Das darf doch nicht wahr sein«, sagte er. »Nein, das kann ich nicht glauben. Es kommt mir vor, als hättest du dich von ihm getrennt.«
»Vielleicht habe ich das.«
Der Teufel schaute Myxin lauernd an. »Wenn es keine Falle ist, möchte ich gern mehr darüber wissen.«
»Es braucht dich nicht zu interessieren.«
»Weshalb nicht? Wir könnten, sobald du Sinclair und seinen Freunden entsagt hast, zusammenarbeiten. Das wäre doch nicht schlecht, oder?«
»Ich verachte die Hölle. Ich habe deine Tochter Asmodina gehaßt und vor ihr deinen Diener, den Schwarzen Tod. Und ich werde dich erst recht hassen, Asmodis.«
»Dann wären wir also Feinde?«
»So ist es!«
Der Teufel erhob sich mit einem Ruck. Sofort nahm Myxin eine gespannte Haltung ein, aber Asmodis tat nichts, was auf einen Angriff hindeutete.
Noch nicht…
»Du weißt, daß ich diejenigen vernichte, die meine Feinde sind. Und das werde ich auch bei dir so halten. Keine Ausnahme, Magier. Wir werden nie zusammenkommen.«
»Versuch es!«
»Und ob!«
Im nächsten Augenblick griff der Satan an!

***

Wir befanden uns auf der Erde, in einer normalen Welt und nicht in einer anderen Dimension. Ich war mir da ziemlich sicher. Wenn einer wie ich viele Abenteuer in anderen Dimensionen hinter sich gebracht hat, dann spürt er einfach, wo er sich befindet. Vielleicht hatte mich der Satan in eine fremde Dimension verschleppt gehabt. Ich spürte eine feuchtkalte Luft, wie sie zum Spätherbst paßte. Die äußeren Einflüsse stimmten also, und das eben machte mich so sicher.
Der Sarg schaukelte. Von vier Vampiren wurde er weiterhin getragen. Die Monstren waren nicht gleich groß, deshalb konnte die Totenkiste auch nicht in einer waagrechten Lage bleiben. Sie wurde hin und herbewegt, so daß ich mir vorkam wie auf einem schwankenden Schiff. Und noch ein Vergleich fiel mir ein.
Ich hätte auch ein Toter sein können, den man zur Beerdigung schaffte.

Gleichmäßig erklangen die Schritte. Dieses monotone Geräusch zerrte an meinen Nerven, und ich wünschte mir das Ziel endlich herbei, aber den Gefallen taten mir die anderen nicht, also mußte ich mich weiterhin in Geduld fassen.

Und so gingen wir.

Natürlich war ich gespannt, was man mit mir vorhatte. Obwohl die Vampire nur auf Schwarzes Blut scharf waren, konnte ich mir vorstellen, daß sie mich nicht am Leben ließen. Es widersprach einfach ihrer Mentalität, so etwas zu tun.

Der Sarg war auch nicht gepolstert. Rücklings lag ich auf dem unteren Brett. Jeden Stoß spürte ich, und er katapultierte mich stets in wechselnde Richtungen.

Dieses Wegschleppen glich allmählich einer Tortur. Ich begann damit, über meine Fluchtchancen nachzudenken. Eigentlich hätte ich nur aus dem Sarg zu springen brauchen und wegzurennen, doch ich wollte erstens wissen, wo man mich hinschaffte, und zweitens hätte ich gern meine Waffen zurückgehabt, denn sie wollte ich den Vampiren doch nicht überlassen.

Ich startete dennoch zu einem Versuch, hob den Kopf und schielte über den Rand.

Sofort war jemand da. Es war der Vampir, der meinen Dolch besaß. Er bewegte sich zwischen den beiden Trägern an der rechten Sargseite, schaute mich mit verzerrtem Gesicht an und hatte die Waffe gezückt, wobei die Klinge auf meine Brust wies.

Ich grinste. »Schon gut, mein Freund, ich will ja nichts.« Dann legte ich mich wieder zurück.

Angst verspürte ich nicht. Die war verflogen. Auch die Bisse am Hals schienen verkrustet zu sein. Jedenfalls merkte ich nichts von ihnen.

Abermals verging Zeit.

Hin und wieder gelang es mir doch, einen Blick über den Sargrand zu werfen. Wir befanden uns in einer einsamen Landschaft. Ich sah keine Lichter. Weder Häuser, Straßen noch andere Anzeichen, die auf ein bewohntes Gebiet hindeuteten.

Einmal fiel mir der Mond auf. Ich kannte ihn stets als einen fahlgelben Gesellen. Entweder voll, halbrund oder halb, aber die Farbe, die er jetzt aufwies, hatte ich bei ihm noch nie gesehen.

Dunkelrot!

Ein blutroter Mond über einem Land, das meiner Schätzung nach auf der Erde lag.

Wo konnte das sein?

Es war müßig, nach einer Antwort zu suchen. Wir hätten uns in England befinden können, auch auf dem europäischen Festland, Irland oder Schottland. Das spielte keine Rolle.

Dann fiel mir Ungarn ein, und ich dachte an die Worte des Teufels.

Es war Asmodis gewesen, der dieses Land erwähnt hatte.

Vielleicht waren wir dort.

Ein heftiger Ruck zur linken Seite unterbrach meinen Gedankenstrom. Ich hatte auch keine Ahnung, aus welchen Gründen sich die vier Träger plötzlich so unerwartet heftig bewegten, jedenfalls kippte ich nach links weg und stieß auch hart mit dem Schulterknochen gegen den Sargrand, was mir einen Fluch entlockte. Jetzt wollte ich doch sehen, wo wir gelandet waren, kam für einen Moment hoch und stellte fest, daß es ein alter Acker war.

Wirklich ein Acker?

Nein, das konnte auch ein Friedhof sein. Plötzlich war die Angst wieder da. Wenn wir auf einem vergessenen Friedhof gelandet waren, hatten die Vampire sicherlich etwas Besonderes mit mir vor.

Mich durchrieselte es kalt, denn ich erinnerte mich an ein Abenteuer, das schon ziemlich lange zurücklag, von dem ich aber noch jetzt Alpträume bekam. Man hatte mich schon einmal lebendig begraben, das wollte ich nicht mehr erleben.

Wieder war der Vampir mit meinem Dolch da. Auf dem Silber sah ich ein rotes, verzerrtes Gesicht, hörte sein Fauchen, und mit einer blitzschnellen Bewegung stach er zu. Er führte den Dolch dabei im Halbkreis. Ich bekam meinen Kopf nicht schnell genug wieder nach unten und spürte die Klinge meiner eigenen Waffe, die wie ein scharfes Rasiermesser über mein Kinn glitt.

Blut trat aus dem Schnitt. Der Vampir zog seine Hand zurück. Ich hörte ihn schimpfen. Dabei stieß er Worte aus, die ich nicht verstand. Danach verschwand er zwangsläufig aus meinem Blickfeld, da der Sarg jetzt sehr schaukelte. Die Träger schritten über stark unebenes Gelände.

Wie groß der Friedhof war, hatte ich nicht sehen können. Mir war dafür etwas anderes aufgefallen.

Ein altes, windschiefes Haus. Es stand unweit des Totenackers und wirkte in seiner gesamten Düsternis unheimlich, denn nicht ein einziges Licht brannte in dem Gebäude.

Standen Haus und Friedhof möglicherweise in einem ursächlichen Zusammenhang?

Sie stoppten.

Jetzt wurde es interessant. Für einen Moment hielt ich den Atem an und wartete voller Spannung darauf, was weiterhin geschehen würde. Eigentlich hätte ich es mir denken können, denn die Vampire kippten den Sarg kurzerhand um.

Vor Schreck verschluckte ich nur mühsam einen Schrei, denn der plötzliche Ruck katapultierte mich aus der Totenkiste und auf den feuchten weichen Boden, der mit fauligen Blättern bedeckt war, die sofort an meiner Kleidung klebten.

Daß sie mich hier abgeladen hatten, mußte einen Grund haben.

Den erkannte ich schon bald, denn als ich mich zur Seite rollte und auch liegenblieb, sah ich dicht vor mir eine rechteckige Öffnung im Boden, als hätte man den Grund mit einem Messer aufgetrennt, so scharf abgegrenzt war das Loch.

Ein Loch auf dem Friedhof, das konnte nur eine Bedeutung haben.

Es war der Eingang zu einem Grab oder zu einer Gruft.

Gruft, wohlgemerkt, denn für eine Graböffnung war das Viereck einfach zu groß.

Jemand hatte die Gruft wahrscheinlich erst vor kurzer Zeit geöffnet, denn neben dem Eingang sah ich eine schwere Platte liegen. Das alles wurde mir innerhalb von Sekunden bewußt, und mir war auch klar, daß ich so einfach nicht aufgeben wollte. Die Dunkelheit und die Tiefe der Gruft schreckten mich ab. Ich hatte keine Ahnung, wo ich noch landen würde, wenn ich erst einmal dort hineingeworfen worden war.

Ich hatte mir den Schwarzblut-Vampir, der meine Beretta an sich genommen hatte, sehr gut gemerkt. Ihn suchte ich mir auch aus, falls es zu einer Eskalation kam.

Die Vampire waren sich ihrer Sache sicher. Sie schleuderten den Sarg weg. Er krachte irgendwo hinter mir zu Boden. Ich hörte noch den dumpfen Aufschlag.

In der letzten Zeit hatte mein Kreislauf die Chance bekommen, sich zu stabilisieren. Von den Nachwirkungen der Ketten-Fesselung spürte ich so gut wie nichts mehr, und ich zog meine Beine an, um möglichst schnell auf die Füße zu kommen.

Die Öffnung der Grube lag links von mir. Einen großen Schritt nur entfernt, die Blutsauger hatten nicht viel Mühe, mich dorthin zu schleifen.

Zu viert kamen sie.

Einer hatte den Dolch gezogen. Der Typ mit meiner Beretta ließ die Waffe stecken. Wahrscheinlich konnte er mit ihr nichts anfangen, denn so etwas hatte es wohl in seiner Zeit nicht gegeben.

Der Dolchträger schritt vor. Obwohl es geweihtes Silber war, konnte er es anfassen, für mich wiederum ein Beweis, daß die Schwarzblut-Vampire auch mit geweihtem Silber zurechtkamen. Sie mußten wirklich aus einer Zeit stammen, wo es so etwas noch nicht gegeben hatte.

Zur rechten Seite hin bildeten die Gestalten eine Mauer. Sie wollten mir den Weg dorthin versperren, so daß mir als Ausweg nur noch die Gruft blieb oder der Sprung darüber.

Das wollten die restlichen Gegner vereiteln, denn sie schritten um die Öffnung herum und bauten sich an der anderen Seite auf.

Mich hielt eine regelrechte Grusel-Szenerie gefangen. Ein alter Friedhof, verlassene Gräber, kahle Büsche und Bäume, sperriges

Novembergras, dazu die sieben Vampire, die nach dem Saft der Schwarzblut-Dämonen gierten.

Rot leuchtete der Mond vom Himmel. Manchmal trieben dünne Wolken davor. Dann schimmerte sein Rund an den Rändern wie verwaschen und verteilt wirkendes dünnes Blut.

Ich hielt den Atem an.

Geduldig wartete ich auf die erste Attacke. Gleichzeitig bereit zur Abwehr, denn ich wollte den Ring der Blutsauger schon beim ersten Ansturm durchbrechen.

Der Dolchträger machte den Anfang.

Ich hatte die Vampire nicht als sehr schnell und geschmeidig kennengelernt, und diesen Eindruck unterstrich auch der Blutsauger mit meinem Dolch. Zwar sprang er vor, sein rechter Arm fuhr auch nach unten, ich sah das Blitzen der Klinge, aber ich stieß mich zur gleichen Zeit ab, tauchte dabei noch zur Seite und wuchtete meinen Arm in die Stoßrichtung des Dolchs. Was ich erreichen wollte, schaffte ich auch. Meine Finger bekamen das Gelenk des Vampirs zu fassen. Ich hielt eisern fest, drehte den Arm und auch den Gegner.

Dann hieb ich den Arm nach unten!

Gleichzeitig hatte ich das Knie hochgerissen. Da kollidierten wir beide.

Ein Mensch hätte fürchterlich geschrien, weil sein Arm zumindest angebrochen gewesen wäre.

Der Vampir schrie nicht. Auch sein Arm war nicht mehr so wie zuvor, aber den Begriff Schmerzen kannte er nicht, denn ich entdeckte keinerlei Anzeichen, die darauf hingedeutet hätten.

Und noch einmal schlug ich.

Diesmal hatte ich Glück. Die Faust des Vampirs öffnete sich, der Dolch rutschte aus der Hand. Bevor er den Boden berühren konnte, hatte ich ihn.

Jetzt ging es mir besser.

Dann mußte ich mit einem weiten Sprung zurück, denn die anderen drei vor mir hatten sich formiert und griffen an, während der vierte seinen Arm schlenkerte und schüttelte.

Ich hatte Pech, landete in einer kleinen Mulde, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken. Unter mir brachen Zweige. Sie peitschten hart gegen meine Haut, rissen darüber hinweg, und ich sah die tanzenden Schatten vor und über mir. Das waren die Vampire. Sie wollten die Gunst der Sekunde nutzen. Einer stürzte sich auf mich.

Für einen Moment sah ich sein blutiges Gesicht übergroß, hörte das Fauchen, dann hatte ich mein Bein hochgerissen und vorgeschleudert. Der Fuß traf haargenau.

Ich versenkte ihn in einen weichen Körper, und es gelang mir, den Vampir nach hinten zu stoßen. Dabei hatte ich noch einmal Glück,

denn der Schwarzblut-Sauger fiel gegen seine Artgenossen, die dem Druck nicht standhalten konnten und zu Boden gerissen wurden.

Einen Moment später richtete ich mich auf und schleuderte den geweihten Silberdolch.

Jetzt endlich wollte ich es wissen. Die Waffe überschlug sich in der Luft, aber sie traf, denn ich hatte im Umgang mit diesem Silberdolch Routine.

In die Brust wurde der Vampir getroffen.

Ein dumpfer Schlag drang an meine Ohren. Die Gestalt zitterte, blieb stehen, hob beide Arme, ich schnellte ihr entgegen und riß die Waffe wieder aus dem seelenlosen Körper.

Eine dunkle Flüssigkeit folgte.

Auch bei diesem schlechten Licht konnte ich erkennen, daß es sich dabei nicht um Blut handelte, sondern um einen ölig wirkenden Strom irgendeiner anderen Masse.

Die Wunde platzte durch den Innendruck weiter auf. Der Strahl veränderte sich ebenfalls, er wurde armdick, beschrieb einen Bogen und klatschte zu Boden.

Dort sammelte er sich zu einer Lache, die innerhalb einer kleinen Mulde ihren Platz fand.

Für einen Augenblick erstarrte ich, denn ich erlebte nun, wie diese Wesen starben.

Klassische Vampire verfaulten, wenn sie mit dem Licht der Sonne in Berührung kamen oder man ihnen einen angespitzten Holzpflock in die Brust schlug.

Diese hier rannen aus.

Die Flüssigkeit, die dafür gesorgt hatten, daß sie ein Schattendasein führen konnten, gab ihnen nicht mehr die Kraft, am »Leben« zu bleiben. Sie wurden zerstört.

Schwer fiel der Vampir nach vorn.

Ich mußte zur Seite treten, sonst hätte er mich noch erwischt. So aber klatschte er genau in die Lache, die zwischen uns die kleine Mulde restlos ausfüllte.

Ich atmete auf.

Nur noch sechs Gegner!

Die aber verschwanden. Ihre Gründe kannte ich nicht. Vielleicht war es tatsächlich der Tod ihres Artgenossen, der ihnen einen so großen Schock versetzt hatte, jedenfalls verließen sie fluchtartig und in seltsam bockig wirkenden Sprüngen den alten Friedhof und rannten auf das windschiefe Haus am Rande des Totenackers zu.

Natürlich interessierte auch mich dieses Haus. Ich hatte schon kehrtgemacht, um hinzulaufen, als ich ein Geräusch vernahm.

Es war ein leises Stöhnen, ein klagender Schrei nach Hilfe, den ich einfach nicht überhören und auch nicht ignorieren konnte, denn er

hatte sich sehr menschlich angehört.

Ich drehte mich.

Meine Blicke glitten über den nachtdunklen Friedhof. Ich suchte die Person, die geschrien hatte, konnte sie jedoch nicht entdecken.

Der Schrei war mehr von unten her aufgeklungen.

Aus der Tiefe…

Und da kam nur eine Möglichkeit in Frage.

Die offene Gruft!

Es waren nur wenige Schritte, die ich schnell zurückgelegt hatte.

Neben dem dunklen Rechteck blieb ich stehen, ließ mich auf die Knie fallen und vernahm das Flehen lauter.

Es war die Stimme einer Frau…

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken. Irgend jemand mußte dort lebendig begraben worden sein. Wer immer dies getan hatte, spielte für mich keine Rolle, ich war nur davon überzeugt, es mit einem Gegner der Schwarzblut-Vampire zu tun zu haben.

»Können Sie mich hören?« rief ich.

Das Flehen und Weinen stockte. Ein leises Schluchzen vernahm ich noch, dann eine hellklingende Stimme, die in einer für mich fremden Sprache redete.

Zu sehen war nichts.

Das jedoch änderte sich bald, als ich meine kleine Bleistiftleuchte hervorholte und der Strahl in die Tiefe glitt.

Er traf ein Ziel.

Das bleiche, qualvolle verzerrte Gesicht einer jungen Frau!

***

Myxin gegen den Teufel!

Ein uraltes Duell, das zwar in Atlantis nie so direkt ausgetragen worden war, weil Asmodis dort stets den Schwarzen Tod vorgeschoben hatte, im Prinzip jedoch immer auf dieses reine Personen-Duell fixiert war.

Myxin besaß Karas Schwert und seine Kräfte als Magier.

Asmodis aber wußte die Macht der Hölle hinter sich, unheimliche, schwarzmagische Kräfte, die allein auf ihn fixiert waren und die er konzentriert einsetzen konnte.

Wie jetzt.

Ein Feuerstrahl raste aus seinem Maul und zielte haargenau in Myxins Richtung.

Der kleine Magier blieb auf dem Fleck stehen. Für einen Moment wirkte er wie ein Lebensmüder, dann hob er den freien Arm, und bevor die Lohe ihn erreichen konnte, zuckten Blitze aus den Fingern und bauten ein Netz aus grünlichem Licht auf, das die Flamme abfing, so daß sie mit einem letzten Fauchen verlöschte.

»Gut gemacht, Magier!« rief der Teufel und lachte dazu. »Sehr gut sogar. Aber das war Spielerei, was ich hier getan habe. Erst der Anfang, gib genau acht.«

Woher die Schlangen plötzlich kamen, wußte der kleine Magier auch nicht. Jedenfalls waren sie da, und sie drangen von vier verschiedenen Seiten auf ihn ein.

Sie entstanden in der Luft und zuckten augenblicklich ihrem Ziel entgegen, das ihnen der Teufel angegeben hatte, denn aus seinem Maul drangen die heiseren Befehle.

Die Schlangen waren nicht sehr lang. In der Größe mit einem Menschenarm zu vergleichen, nur wesentlich dünner, aber man konnte sie als schnell bezeichnen.

Und sie zuckten vor.

Es waren Bewegungen, die Myxin kaum verfolgen konnte. Wieder baute er ein magisches Netz auf, in das die Schlangen hineingerieten und sich darin verfingen.

Der kleine Magier lachte, als er erkannte, wie die rotgrünen Körper allmählich verglühten.

Das genau hatte er gewollt, aber es waren einfach zu viele Schlangen. Nicht jede wurde von Myxins Falle erwischt. Einige kamen durch, und die klatschten gegen den Körper des kleinen Magiers.

Dort bissen sie sich fest.

Da nutzte auch die Kleidung des Magiers nichts mehr. Die Schlangen, mit starken Gebissen versehen, kamen hindurch, und der kleine Magier spürte die harten Einstiche schmerzhaft auf seiner Haut.

Er zuckte zusammen.

Wie die Blume eines Feuerwerks am Himmel aufplatzt, so entstanden vor seinen Augen und in der Luft schwebend weitere Schlangen, die alle nur ein Ziel kannten.

Den kleinen Magier.

Der mußte zurück.

Seine Schritte waren längst nicht mehr so federnd. Er spürte selbst, daß ihn allmählich die Kraft verließ, und er wurde von der Wand gestoppt, die sich rechts von der Tür befand.

Myxin schaute an sich herunter. Die Schlangen hatten sich festgebissen. Sie bewegten sich hektisch, drangen immer tiefer und wollten sich auch in seinen Körper wühlen, während der Satan noch mehr dieser kleinen Höllenschlangen produzierte und sie seinem Feind entgegenschickte.

Myxin gab nicht auf.

Obwohl die Kraft immer stärker seinen Körper verließ, die Schlangen saugten sie praktisch auf, wollte er sich wehren. Und dies so lange, bis kein Funke Leben mehr in ihm steckte.

Es bereitete dem kleinen Magier Mühe, das Schwert mit der goldenen

Klinge zu heben. Sein Gesicht verzerrte sich. Die Waffe, die von Kara so leicht und sicher geführt wurde, schien in seiner Hand das Vielfache an Gewicht zu besitzen.

Er bekam sie kaum in die Höhe, schlug anschließend nach links und rechts, wobei er sogar noch Glück besaß, daß er auch zwei Schlangen traf und teilte.

Ein paarmal zuckten die Körperhälften noch, als sie den Boden berührten, dann lagen sie still.

Und der Satan lachte, denn er bekam sehr genau mit, daß Myxins rechter Arm nach unten sank und damit auch die goldene Klinge des Schwerts, so daß die Spitze über den alten, löchrigen und unebenen Holzboden schrammte.

»Am Anfang der Welt und zu Beginn der Zeiten hat der Erzengel Michael den Teufel in Form einer Schlange besiegt. Die Menschen haben es dargestellt, sie wollten Luzifer nur als Schlange sehen, und er wurde in das gestoßen, das man heute Hölle nennt. Ja, er hat sich die Hölle Untertan gemacht und mich, Asmodis, als seinen Ersten Diener eingesetzt, denn der Höllenherrscher hält sich ebenso im Hintergrund und die Macht auf der Gegenseite. Die Schlangen jedoch blieben. Wir haben das Symbol übernommen. Zu Beginn der Zeiten ist die Schlange besiegt worden, doch nun wird die Schlange dich besiegen, Myxin, das kann ich dir versprechen und dir schwören.«

Der kleine Magier vernahm jedes Wort, während er seinen Rücken an die Wand gepreßt hatte, und er fühlte, wie immer mehr Kraft seinen Körper verließ.

Seine Beine gaben nach.

In den Knien fiel er zusammen und sackte intervallweise nach unten, dem Fußboden entgegen.

Asmodis saß weiterhin auf seinem Stuhl und wurde von lodernden Flammen umkränzt.

Ganz Herrscher, ganz König!

Myxin konnte sich nur deshalb halten, weil es ihm gelang, sich auf das Schwert mit der goldenen Klinge zu stützen. Noch brach er nicht zusammen, aber es würde nur noch Sekunden dauern, bis es soweit war und er überhaupt keine Kraft mehr besaß.

Der kleine Magier sah ein, daß er sich zuviel vorgenommen hatte.

Er hatte tatsächlich an Selbstüberschätzung gelitten. Was ihm damals schon in Atlantis nicht möglich gewesen war, das schaffte er auch nicht in der modernen Zeit.

Zur linken Seite hin knickte Myxin weg. Er fiel einfach, nichts konnte ihn mehr halten.

Schwer schlug er auf, das Schwert rutschte weg und prallte ebenfalls zu Boden.

Myxin lag auf dem Bauch.

Er fühlte die Schwäche, hob den Kopf, und er fragte sich zum erstenmal, ob es klug gewesen war, sich so direkt gegen die Hölle zu stellen.

Mühsam hob er seinen Kopf.

Jetzt gelang es ihm sogar, seinen Gegner anzuschauen. Asmodis genoß den Triumph. Er blieb nicht mehr länger sitzen, breitete die Arme aus, stand für einen Moment starr wie eine Statue und schaute aus funkelnden Augen auf den am Boden liegenden Myxin.

»Wir sind Feinde«, sagte er laut und deutlich. »Wir waren es immer gewesen, obwohl du die Chance gehabt hättest, dich auf meine Seite zu schlagen. Aber du hast sie nicht genutzt. Ich hätte dich schon vor langen Jahren töten lassen können. Dies geschah nicht, denn der Schwarze Tod schickte dich nur in den langen Schlaf. Man erweckte dich, die Feindschaft aber blieb. Sie überdauerte auch 10.000 Jahre, und nun ist die Minute der Abrechnung gekommen. Ich werde dich, Myxin, auf eine besondere Art und Weise vernichten, indem ich dich kurzerhand zertrete. Ich vernichte dich, wie man einen Wurm tötet. Ich werde mit meinem Bocksfuß deinen Körper durchbohren, so daß von dir nichts zurückbleibt. Nur noch Reste, Myxin, Reste…«

Der kleine Magier vernahm die drohend gesprochenen Worte, und er wußte, daß Asmodis nicht bluffte. Zu lange schon bestand ihre Feindschaft. Myxin erinnerte sich daran, daß er mitgeholfen hatte, den großen Diener des Teufels, den Schwarzen Tod, zu besiegen. Es war nicht nur er gewesen, auch andere Schwarzblütler, die auf Seiten der Hölle standen, waren durch ihn vernichtet worden.

Nun bekam er die Quittung.

Asmodis ließ sich Zeit, als er auf den schon fast erledigten Myxin zuging. Jeden Schritt genoß er. In seinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer, das in der Hölle selbst geboren zu sein schien. Das breite Maul zuckte, Dampf drang aus seinem Mund und bildete eine gewaltige Wolke vor seinem Oberkörper.

»So, Myxin«, sagte er und blieb stehen. »Ich habe dir versprochen, dich zu zertreten. Und dieses Versprechen werde ich halten!«

Im gleichen Augenblick trat etwas ein, womit weder Myxin noch der Satan gerechnet hatten…

***

Mandraka erschien! Asmodis besaß zwar am Rücken keine Augen, doch normalerweise nahm er Strömungen sehr genau wahr. Er wußte, wann sich ein Feind näherte und ihn attackieren wollte.

In diesen Augenblicken versagte sein Instinkt, da er sich zu sehr auf den am Boden liegenden Myxin konzentriert hatte. Deshalb bemerkte er nicht, was sich hinter ihm an der Wand tat.

In der Wand des Hauses erschien eine Gestalt.

Groß, gewaltig, schwarz vom Kinn bis zu den Fußspitzen, aber mit einem knallroten Gesicht versehen, dessen Haut aus zahlreichen Blutflecken zu bestehen schien.

Weißes Haar umloderte den Schädel, und im Gesicht waren trotz der Röte die scharf geschnittenen Züge zu erkennen und auch die hochstehenden Wangenknochen.

Mandraka erschien und materialisierte sich.

Er verließ die Wand, war lautlos wie ein Schatten, setzte einen Fuß vor den anderen und näherte sich dem Satan, der ihm den Rücken zugedreht hatte.

Und der Teufel merkte nichts!

Er sah nur Myxin, hatte den Fuß noch immer in die Höhe gehoben und war bereit, ihn nach unten zu stoßen.

Da erreichte ihn der Ruf.

Scharf, hart. Wie ein Peitschenschlag.

»Asmodis!«

Der Teufel erstarrte. In seinen Augen brach etwas. Die Wut und der Haß milderten sich in Überraschung und Erstaunen. Man sah ihm an, daß er damit nicht gerechnet hatte.

Doch er reagierte.

Blitzschnell fuhr er herum, um sich dem neuen Gegner zu stellen, doch es war zu spät.

Mandraka hatte bereits zugepackt. Seine Arme stießen hart, schnell und zielsicher vor. Zehn gekrümmte Finger lauerten darauf, den Satan packen zu können. Sie griffen zu.

Urplötzlich steckte der Teufel im Würgegriff, wurde zurückgerissen, und Mandraka umschlang mit dem Unterarm die Kehle des Höllenfürsten.

»Dein Blut!« flüsterte der Vampir. »Dein Blut brauche ich noch. Dann bin ich so stark, daß mich keiner mehr besiegen kann. Ich habe immer auf die Kraft der Hölle gewartet, nun werde ich sie bekommen, ich sauge sie dir aus, Asmodis…«

Auch Myxin hörte die Worte. Eigentlich hatte er mit seinem Leben bereits abgeschlossen, doch als er sah, was mit dem Teufel geschah, da überzog ein Leuchten sein Gesicht. Die Kraft schien in seinen Körper wieder zurückzuströmen, er konnte sie auch einsetzen und tötete die restlichen Schlangen, die sich noch an ihm verbissen hatten. Auf allen vieren kroch er zur Seite, packte das Schwert mit der goldenen Klinge, hob es an und stemmte sich auf die Füße.

Breitbeinig blieb der kleine Magier stehen. Sein Gesicht wurde durch ein hartes Grinsen gezeichnet. Er schaute nach vorn und sah den Teufel im Klammergriff des Schwarzblut-Vampirs.

Das war der Sieg!

»Ich werde ihn töten!« erklärte Myxin. »Ich muß es tun. Er hat mir

zuviel angetan!«

Mandraka zeigte sich kooperativ. »Machen wir es zugleich!« erwiderte er und biß zu.

Und Myxin stürmte mit gezückter Klinge vor.

Asmodis mußte sterben!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 029 »Geheimbund der Vampire«
[2]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 031 »Liebe, die der Teufel schenkt«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 265 »Des Satans Tätowierer«